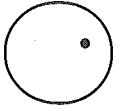


Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

TOP 34

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Melanie Zühlke M.A., Alsenstraße 9, 23556 Lübeck, Tel. (0451) 2 09 41 97. Per E-Mail erreichen Dateien die Redaktion unter der Adresse redaktion@volkskunde-sh.de.

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der

30. April 2008

Titelbild:	Objekte aus der Sonderausstellung „Stüße Verlockung“ im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum Molfsee: Moderne Kaugummi-Automaten, der linke mit „echten“, noch essbaren Kaugummi. (Foto: Thomas Schürmann)
TOP 34/2007	
Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Renko Buß M. A., Dr. Nils Hansen, Guntram Turkowski M. A., Melanie Zühlke M. A.
Layout:	Katja Nawroth
Geschäftsstelle der GVSH:	Dr. Stefanie Janssen, Heikendorfer Weg 86, 24248 Mönkeberg, Tel. (04 31) 23 18 62, E-Mail: geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

ISSN 1860-2282

© 2007 Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Inhaltsverzeichnis

Aufsatz

- Reinhard Goltz*, Ehr Flüchtlingspack! Ehr Lompepack! Ehr Pollacke!
Plattdeutsch und Hochdeutsch bei der Integration von Flüchtlingen
nach dem Zweiten Weltkrieg 4

Berichte und Mitteilungen

- Stefanie Janssen*, Mitgliederversammlung der Gesellschaft für
Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. am 16. Juni 2007 im
Heimatmuseum im Burmesterhaus in Hohenwestedt 25
- Aufruf: Vergessene Orte in Schleswig-Holstein und ihre Geschichten 27
- Sigune Kussek*, „Stüße Verlockung“ – eine „zuckerstüße“
Sonderausstellung im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum 28
- Thomas Overdick*, Kinder ins Museum!
Förde – Ostsee – Ozean: KAPITÄNE. Eine Ausstellung für Kinder im
Flensburger Schiffahrtsmuseum 14. Juli 2007 bis 6. Januar 2008 42

- Buchbesprechungen 48

Ehr Flüchtlingsspack! Ehr Lompepack! Ehr Pollacke! Plattdeutsch und Hochdeutsch bei der Integration von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg

Reinhard Goltz

Mußte man aus dem Mosaik immer nur
die Steine einer Farbe auswählen?
Gab nicht erst das ganze Bild einen Sinn?
Ulla Hahn, Unschärfe Bilder

1. Schleswig-Holstein als Flüchtlingsland

Schleswig-Holstein kann als dasjenige Bundesland beschrieben werden, das von den rapiden Umbrüchen zum Ende des Zweiten Weltkriegs am stärksten betroffen war. Hierfür stehen zunächst die Zahlen und Daten von Evakuierten, vor allem aus Hamburg, von Displaced Persons und entlassenen Soldaten sowie vor allem von Flüchtlingen. Von allen Bundesländern hatte Schleswig-Holstein nach dem Zweiten Weltkrieg die größte Zahl an Zuwanderern zu verzeichnen. Das hatte seine Ursache zum einen in den Routen der Flüchtlingstrecks, zum anderen aber auch in der weitgehend ländlichen Struktur. Ende Oktober 1946 gab es in Hamburg keine 4% Flüchtlinge, in Bremen waren es auch nur gut 5% – diese Städte waren weitgehend zerstört, ein Überleben schien hier besonders schwierig. Vergleichbar sind die Flüchtlingsanteile in Hessen mit 13,8% und in Niedersachsen mit 23,4%. In Schleswig-Holstein aber lag der Wert bei 32,2%. Bis 1970 sank dieser Anteil auf ein knappes Viertel – aber auch dieser Wert war im Bundesvergleich der höchste.

1945 erreichte die Zahl der Flüchtlinge in Schleswig-Holstein mit über 560.000 seinen Höhepunkt, 1946 kamen weitere 315.000, 1947 noch einmal 77.000, 1948 zählte man 56.000 und 1949 immerhin weitere 46.000.

Die Dimension der gesellschaftlichen Veränderungen in Schleswig-Holstein drückt sich deutlich in den Bevölkerungsanteilen aus. Von 1939 bis 1950 stieg die Zahl der Einwohner von knapp 1,6 Millionen auf fast 2,7 Millionen an, davon waren 1,1 Millionen Flüchtlinge und Evakuierte. Sieben Landkreise beherbergten noch 1950 mehr Heimatvertriebene als Einheimische.¹ Der Anteil der Flüchtlinge an der Gesamtbevölkerung betrug am 13. September 1951 33%. Diese Zahl verringerte sich

¹ Siehe Manfred Jessen-Kingenberg: Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Überblick von Alexander Scharff. (Geschichte der Länder. Territorien-Plöetz: Sonderausgaben). Würzburg 1991 (Neuausgabe), S. 100.

im Laufe der 1950er Jahre nach der Abwanderung, vor allem ins Ruhrgebiet, nur geringfügig. Am 1. Oktober 1957 betrug der Flüchtlingsanteil noch 28,2%.

Auch über die Herkunftsregionen der Flüchtlinge liegt verlässliches Datenmaterial vor. Registriert wurden aus Hinterpommern 385.000 (rd. 35%) Menschen, aus Ostpreußen 329.000 (rd. 30%), aus dem ehemaligen Westpreußen 80.900 (rd. 8%), aus dem Freistaat Danzig und dem Warthegebiet 78.000 (rd. 7%) sowie aus Schlesien 59.700 (rd. 5%), außerdem kamen Menschen aus dem Memelland, den Baltischen Staaten und der UdSSR sowie aus Brandenburg, Mecklenburg, Thüringen und der Tschechoslowakei.

In Kiel, wo ein Großteil des Wohnraums zerstört war, waren 1946 rund 21.000 Flüchtlinge gemeldet. Viele waren in Schulen, Hallen usw. untergebracht. 4000 lebten in Baracken. In der britischen Zone war der Wohnraum für eine Person mit 4 m² angesetzt.²

Diese Zahlen verweisen auf die Dimension der sozialen und gesellschaftlichen Veränderungen; gleichermaßen stehen sie für die objektivierbare Seite der Nachkriegssituation in Schleswig-Holstein. Daneben aber war die gleiche Ausgangssituation Auslöser sehr unterschiedlicher und sehr unterschiedlich begründeter Empfindungen, die auf individuellen und oft emotionalen Wahrnehmungen beruhten. Solchen mentalen Realitäten soll in diesem Beitrag nachgegangen werden. Der Fokus ist somit nicht in erster Linie auf Daten und Fakten gerichtet, sondern darauf, wie Menschen in bestimmten Situationen empfunden haben. Die individuell wahrgenommenen Eindrücke, die in Erzählungen oder anderen Zeugnissen ihren Ausdruck finden, erhalten also den Vorrang vor dem historisch Verbürgten. Auf diese Weise bestimmen die Menschen mit ihrer durchaus nicht immer gerechten Sichtweise die Darstellung.

Mit der Mundartlichkeit und ihrer regionalen Verweiskraft wird dabei ein Aspekt als Indikator gewählt, der aufgrund seiner spezifischen Beschaffenheit – hier seien nur Faktoren wie die Notwendigkeit zur mündlichen Kommunikation im täglichen Austausch, Prestigeverteilung zwischen den Varietäten der Einheimischen und der Flüchtlinge sowie die Entwicklung einer Umgangssprache zwischen sprachlichem Assimilationsdruck und Beharrungswillen genannt – Nähe und Abstand deutlich markieren kann.³

² Vgl. Uwe Carstensen: Die Flüchtlingslager der Stadt Kiel. Sammelunterkünfte als desintegrierender Faktor der Flüchtlingspolitik. Marburg 1992, S. 30.

³ Vgl. hierzu auch meinen Beitrag, der sich neben sprachlichen Aspekten auch mit konfessionellen befasst: „Ach, Deutsch könnt ihr auch“ – sprachliche Fremdheitserfahrungen und Integration ostpreußischer Flüchtlinge in Norddeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 52 (2007) (im Druck).

Die dialektale Sprachfärbung fungierte als Ausweis der Zugehörigkeit zu einer markierten Gruppe, entsprechend wurde der spezifische Charakter der eigenen mündlichen Rede von vielen Flüchtlingen als Auslöser von Diskriminierung und Stigmatisierung erfahren. Dies galt in den unterschiedlichen Regionen in unterschiedlicher Intensität. Wobei offenkundig die Opposition zwischen Einheimischen und Zugezogenen in ländlichen Regionen als wesentlich stärker ausgeprägt empfunden wurde als in städtischen oder industriellen Milieus.

Wenn Zeitgenossen und Nachgeborene aus einer heutigen Warte an die Nachkriegszeit zurückdenken, dann ist zumeist die Rede von einer überraschend schnell gelungenen Integration. Dabei ist längst bekannt, dass die Eingliederung der Menschen aus Pommern, aus Ost- und Westpreußen, aus Schlesien wahrlich nicht so eindeutig und gradlinig verlief, wie es aus der Retroperspektive oft erscheinen mag. Auch ist zumindest zwischen sozialer, wirtschaftlicher, politischer und kultureller Integration zu unterscheiden.

Der Umgang mit den niederdeutschen Varietäten der Einheimischen und der Flüchtlinge wie auch mit dem Hochdeutschen als gleichsam verbindende Sprachform soll Aufschlüsse erlauben über Stufen und Intensität der alltagskulturellen Integration wie auch über regionale Unterschiede. Die Ausgangslage war in weiten Teilen Norddeutschlands ähnlich, und zwar weitgehend auch für die Städte: Bis 1945 galt Niederdeutsch als mündliche Alltagssprache. Diese Funktion wandelte sich mit der Ankunft der Flüchtlinge erheblich. Die Wandlungsprozesse waren allerdings gravierender auf der Seite der Flüchtlinge. Hier ist nach den Motiven zu fragen, die dazu führten, dass die Pommern oder Ostpreußen in einem niederdeutschen Umfeld nicht an ihrer Mundart festhielten. Schließlich ist zu klären, wieso sich aus den verschiedenen Varietäten kein Ausgleichs-Niederdeutsch entwickelte.

Ein kurzer autobiographischer Bericht des Kulturwissenschaftlers Klaus Theweleit, geboren 1942 im ostpreußischen Ebenrode, weist auf den symbolischen Gehalt der sprachlichen Seite bei der Begegnung von Einheimischen und Fremden. 1945 wurde der 3-jährige gemeinsam mit seiner Familie in Ostenfeld bei Husum einquartiert. Bei ihm ist es das typische ‚R‘, das zum Auslöser seiner Distanzerfahrung wird:

„Am meisten sträubte sich das ostpreußisch rollende ‚R‘ in meinem Mundraum gegen den Einzug des holsteinischen Platt, gegen den Einzug des hohen, näselnd singenden norddeutschen Tonfalls. Dies ‚R‘ war eine Art Goldgrube für mich wie auch Anlaß dauernden Gelächters.

Der Kaufmann Hansen in seinem Lebensmittelladen händigte mir regelmäßig das gewünschte Schwarzbrot, das einzuholen ich ausgeschiedet war, erst aus, wenn ich fünf- bis achtmal ‚ein Schwarrzbrrot bitte‘ hervorgestoßen hatte.

Er lachte sich krumm dabei, und ich machte das mit, weil ich erstens das Brot haben mußte und zweitens wußte, wenn er genug hatte von den ‚R‘, würde er in sein Bonbonglas greifen und mir eine oder zwei Süßigkeiten rüberlangen, an die heranzukommen sonst keinerlei Aussicht bestand. Er pflegte also dieses ‚R‘ und machte es mir verhaßt zugleich (oft stand der Laden voller Leute, die auch ihren Spaß haben wollten, ohne zu zahlen).“⁴

Was der Zeitzeuge Theweleit hier beschreibt, gehört zum millionenfach erlebten und durchlebten Erfahrungsschatz der Flüchtlingsgeneration. Die Färbung der gesprochenen Sprache galt als sicheres Indiz, wenn es um die Frage der Zugehörigkeit zu den Einheimischen oder den Flüchtlingen ging; diese Gruppenzuordnungen bestimmten die zeittypische Wahrnehmung. Diese Zuordnung konnte auch vielfach gewachsene soziale Differenzen überlagern, weil die Gruppen, anders als bei zeitlich begrenzten Unterstützungen von Flüchtlingen⁵, in eine Konkurrenzsituation eintraten. Sprachliche Merkmale jedenfalls eigneten sich, wohl auch wegen ihrer kurzfristigen Unausweichlichkeit, offenkundig ausgezeichnet als Differenzierungsgröße. Und weil es um die symbolische Kraft der Sprachform geht, reicht für eine solche Zuordnung auch ein einziges sprachliches Merkmal aus: Das gerollte ‚R‘ dient als eindeutiger Fremdheits-Signifikant, und zwar für alle Beteiligten.

Die von Theweleit geschilderte Fremdheitsbegegnung fängt zudem eine klare Verteilung von Macht und Prestige zwischen diesen beiden Gruppen ein. Die Rollen in dieser an eine bizarre Zirkus-Nummer erinnernde Vorführung, die das gesellschaftliche Miteinander in Westdeutschland gegen Ende des Krieges pointiert widerspiegelt, scheinen eindeutig definiert und werden entsprechend ausgelebt: Es gibt den Bittsteller, der auch gegen seinen Willen bestimmte Verrichtungen vollziehen muss und der schließlich verlacht wird. Auf der anderen Seite gibt es denjenigen, der die Regeln vorgibt, der belohnen kann und der vor allem das Verlachen des Gegenübers als Ranking-Signal einzusetzen weiß.

Dieses Beispiel verweist aber auch auf den Umstand, dass es sich bei der Nachkriegszeit mit Flucht, Zwischenheimat, Integration, Veränderung und Beharrung um einen hoch sensiblen Erzählkomplex handelt. Zu berücksichtigen ist der Prozess, in dem aus erzählter Geschichte Erzählgeschichten wurden. Dies wirkt sich umso gra-

⁴ Klaus Theweleit: Bonbonglas. Sprechen und Gewalt im „Land, das Ausland heißt“ – eine autobiographische Notiz. In: Ders.: Das Land, das Ausland heißt. Essays, Reden, Interviews zu Politik und Kunst. München 1995, S. 143-157, hier S. 144.

⁵ Verwiesen sei auf die Aufnahme von Flüchtlingen im Ersten Weltkrieg: Nils Köhler / Rüdiger Möller: Ostpreußische Kriegsflüchtlinge in Norderdithmarschen während des Ersten Weltkrieges. In: Demokratische Geschichte. Jahrbuch für Schleswig-Holstein 14 (2001), S. 111-138.

vierender aus, als dass die Mehrzahl der lebens- und zeitgeschichtlichen Erzählungen erst Jahrzehnte nach der Berichtszeit – mündlich oder schriftlich – aufgezeichnet wurde. Davon können unterschiedliche Elemente der Erzähldramaturgie betroffen sein, nicht zuletzt auch die Chronologie und die beteiligten Personen. Dabei gilt, dass die Ereignisse grundsätzlich von ihrem Ende her betrachtet werden – eine Perspektive, die eine weitgehend geglückte Akkulturation und die gesellschaftliche Integration der Berichtenden immer schon einschließt. Insofern dürfen diese Zeitzeugenberichte nicht als unmittelbarer Ausdruck zeittypischer Befindlichkeiten in der Nachkriegszeit angesehen werden. Außerdem werden die subjektiven Deutungen immer vor dem Hintergrund der Gruppenzugehörigkeit vorgenommen. Auffallend häufig weichen die Darstellung aus der Flüchtlings- bzw. der Einheimischenperspektive deutlich voneinander ab. Die Erzählungen der Flüchtlinge zeigen als Grundtenor: „Die Lebensumstände waren sehr schwierig, viele Einheimische waren außerordentlich hart, nur wenige waren freundlich“.⁶ Aus der Sicht der Einheimischen sind die Gewichte durchaus verschoben: „In einer schweren Zeit mussten wir alle zusammenrücken. Das Wenige, das wir hatten, haben wir gern geteilt. Viele Flüchtlinge waren undankbar“.⁷ Dazu gesellt sich eine harmonistische Darstellung, bei der die nachträglichen Wertungen einer als geglückt empfundenen Integration die Perspektive bestimmen.⁸

2. Die sprachlichen Verhältnisse im Flüchtlingsland Schleswig-Holstein

Die sprachlichen Konstellationen in der Nachkriegszeit weisen wenig Konstanz auf. Zum einen, weil sich die Siedlungsgemeinschaften, sei es in Lagern oder Privat-

⁶ Vgl. hierzu grundsätzlich auch die Zeugnisse aus anderen Bundesländern, etwa aus Niedersachsen in dem Kapitel „Tolopen Volk ... – Fremde in der neuen Heimat“. In: Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Osnabrück nach 1945. Zeitzeugen im Interview. Hrsg. von Klaus J. Bade, Hans-Bernd Meier und Bernhard Parisius. Osnabrück 1997, S. 123-147. Konfliktpotenzial bot vor allem die Verteilung von Wohnraum, vgl. hierzu auch das Kapitel „Die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen“ in: Werner Meiners: Kriegsende und Neubeginn auf dem Lande 1945/1946 in der Gemeinde Ganderkesee. Delmenhorst 1985, S. 104-120 sowie die Darstellungen im Kapitel „Ein endloser Sturm. Evakuierte, Flüchtlinge, Vertriebene“. In: Gabriele Ullrich / Hermann Greve: Nach-Kriegs-Jahre. Lebenschancen in den Altkreisen Grafschaft Hoya und Grafschaft Diepholz 1945 bis 1948. Syke 1995, S. 71-78.

⁷ Vgl. etwa Anna Homm-Lemm: Karpfen und Maiglöckchen. In: Flüchtlingsland Schleswig-Holstein. Erlebnisberichte vom Neuanfang. Hrsg. von Willy Diercks. Heide 1997, S. 35-37, hier S. 37.

⁸ Diese Sicht wird wiederholt von Vertretern der Gruppe der Einheimischen eingenommen, etwa Inge Reinke: Wie eine große Familie. In: Flüchtlingsland (wie Anm. 7), S. 240-241.

unterkünften, fast ausnahmslos aus instabilen Übergangsverbänden bildeten: zeitlich befristete Einheiten mit hoher Fluktuation. Zum Zweiten ist zweifellos das jeweilige Stadium der Integration zu berücksichtigen. Drittens spielte das Lebensalter der Menschen eine Rolle. Diverse Berichte dokumentieren, dass sich die Jüngeren im Umgang mit westlichen oder westlich beeinflussten Sprachformen als erheblich flexibler erwiesen. Und viertens schließlich registrierte man erhebliche regionale Unterschiede, festzumachen an den jeweiligen Flüchtlingsanteilen. Diese wiederum waren Auslöser von mit bestimmten Lebensstilen verbundenen Polarisierungen wie Stadt-Land oder Agrarregion-Industriellandschaft.

Die sprachliche Ausstattung der Flüchtlinge spielte dabei nur in ausgewählten Konstellationen eine Rolle. Es gab Situationen, in denen sie sich anpassten, und solche, in denen sie sich weiter und unhinterfragt ihrer heimischen Mundart bedienen konnten ohne aufzufallen. In der folgenden Darstellung werden drei Konstellationen näher betrachtet, die jeweils auf Flüchtlinge bezogen sind, und zwar zwischen Einheimischen und Flüchtlingen, zwischen verschiedenen Flüchtlingsgruppen und schließlich innerhalb homogener Flüchtlingsgruppen.

2.1. Flüchtlinge und Einheimische

Die Kontakte zwischen Einheimischen und Flüchtlingen waren vornehmlich von wahrgenommenen Unterschieden geprägt. In der Realisation solcher Unterschiede manifestiert sich auch Identität, verstanden „als Gefühl der Übereinstimmung des Individuums mit sich selbst und seiner Umgebung, und vielleicht noch deutlicher in der negativen Form: im Bewußtsein oder Gefühl mangelnder Übereinstimmung.“⁹

Für die Erwachsenen bildete der Arbeitsplatz eine zentrale Kontaktstelle, daneben gab es diverse Anknüpfungen bei der Bewältigung des Alltags; das Spektrum reicht vom Einkaufen bis hin zum Umgang mit den Ämtern. Daneben ergaben sich nicht selten konfliktträchtige Berührungsfelder vor allem bei Privateinmietungen. Gerade in dieser Konstellation zeigt sich, dass der Unterschied – folgt man den dokumentierten Erzählgeschichten und ihrer spezifischen Textualität – von den Einheimischen artikuliert wird; die Flüchtlinge hingegen registrieren auf Distanz bedachte Äußerungen. Danach kann bei der Aufnahme einer Flüchtlingsfamilie in eine Privatunterkunft ein Satz fallen wie „ach, Deutsch sprechen könnt Ihr auch“¹⁰. Der Sprache wird hier die Rolle als kleinster gemeinsamer Nenner zugeschrieben. Dieser wird aber gleichzeitig durch den fragenden oder besser: in Frage stellenden Ton für unbedeutend erklärt, so dass auch hier Abstand signalisiert wird. Die gemeinsame

⁹ Hermann Bausinger: Identität. In: Hermann Bausinger / Utz Jeggle / Gottfried Korff / Martin Scharfe: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978, S. 204-263, hier S. 204.

¹⁰ Frau Fi. in: Flüchtlinge und Vertriebene (wie Anm. 6), S. 124.

Sprache dient hier als Zeichen für eine Zusammengehörigkeit, die letztlich in einer gemeinsamen Nationalität gründet. Diese Zusammenhänge werden greifbar in der Aussage:

„On met de Eenheemsche wär et toerscht ook recht schlemm. De wære joa ook manchmoal recht onfründlich, on denn schempte se eenem ut: 'Ehr Flüchtlingspack! Ehr Lompepack! Ehr Pollackel!' on wat se doa nich noch säde. On wære doch ook Dietsche.“¹¹

Während den Einheimischen hier die Betonung des Unterschieds und schließlich auch die Missachtung der kleinsten verbliebenen Gemeinsamkeit zugeschrieben wird, die ihren Ausdruck in der Beschimpfung „Polacke“ findet, suchten die Flüchtlinge in einer Art nachträglicher Beschwörung das verbindende Element: „Wi wære doch ook Dietsche.“

Frau K., sie war am 20. Juni 1946 als 7-jährige aus Pommern nach Kiel gekommen, berichtete von einer massiven Abwehr der Einheimischen in Klausdorf / Schwentine gegenüber den Flüchtlingen. Beschimpfungen und beleidigende Kollektivurteilungen gehörten für sie zur Normalität: „Man nannte uns damals ‚Pollackenvolk‘ und ‚Habenichtse‘, die zurückgehen sollten, wo sie herkamen. Sagten meine Großeltern, sie hätten in ihrer Heimat Geschäft und großen Bauernhof zurücklassen müssen, so wurde ihnen geantwortet: „Ja, ja, von diesem Pollackenvolk hat jeder ein Rittergut besessen, dabei waren sie arm wie die Kirchenmäuse.“¹² Vertrauen spricht jedenfalls nicht aus solchen Aussagen, sie sind vielmehr deutliches Zeugnis einer Konkurrenzsituation, in der es den meisten Einheimischen um Besitzstandswahrung in unterschiedlichster Ausprägung ging.

Vereinzelt sind auch entgegengesetzte Wertungen verzeichnet: Obwohl die Flüchtlinge in schlechter Kleidung und materiell nur rudimentär ausgestattet waren, fühlten sich einige den Einheimischen durchaus überlegen. In einer Beschreibung der Zwischenheimat heißt es kritisch:

„Da war eigentlich alles untereinander verwandt, also da war eine Inzucht. [...] aber frag mich nicht, wenn die Vertriebenen nicht hierher gekommen wären. [...] Wenn die alle nicht gekommen wären, dann wäre der Aufbau auch nicht so schnell vorangegangen.“¹³

¹¹ Katharina Federau: Met de Eenheemsche wär et schlemm: In: Ermländische Protokolle. Alltagserzählungen in Mundart. Hrsg. von Ulrich Tolksdorf. Marburg 1991, S. 489-490, hier S. 489.

¹² Helga Bianka Kränicke: „Polackenvolk“. In: Flüchtlingsland (wie Anm. 7), S. 38-39, hier S. 38; ähnlich: Käte Möller: Hunger. In: Flüchtlingsland (wie Anm. 7), S. 214-216.

¹³ Frau Pe. in: Flüchtlinge und Vertriebene (wie Anm. 6), S. 163.

Dass es sich hierbei allerdings nicht um eine zeitnahe Wertung handelt, zeigt das Stichwort „Aufbau“ deutlich. Erst nach Abschluss der als erfolgreich gewerteten Aufbausituation und in Selbstwürdigung des eigenen Anteils daran dürfte eine derartige Relativierung möglich gewesen sein.

2.1.1. Sprache als Fremdheitssignal

Zwischen Flüchtlingen und Einheimischen wurden nicht-heimische Varietäten ausgesprochen selten verwendet. Ein enormer sozialer Anpassungsdruck trug dazu bei, dass alle Nicht-Einheimischen nach sprachlicher Unauffälligkeit strebten. Als Form des Ausgleichs bot sich das Hochdeutsche an. Unter Aufgabe der hergebrachten Sprachformen und unter Hinwendung zur Dachsprache war zumindest die Verständlichkeit gewährleistet. Da es aber in der gesprochenen Sprache nahezu bei jedem Sprecher markante regional bestimmte Merkmale zu verzeichnen gibt, dürften wohl auch alle Versuche, die sprachliche Herkunft zu kaschieren, gescheitert sein. Autoren wie Siegfried Lenz und Arno Surminski oder Ulla Hahn haben diese Erfahrungen mit sprachlichen Fremdheitssignalen eindrucksvoll literarisch verarbeitet.¹⁴

Dass Fremdheitsmarker, zumindest in späteren Phasen, ihre ausgrenzende und stigmatisierende Kraft einbüßen können und in Vertrautheitskonstellationen nicht einmal mehr wahrgenommen werden müssen, zeigt dieser Bericht:

„Sicher, man hört mir das immer noch an, daß ich keine Einheimische bin, sogar hier in Osnabrück wurde mir gesagt, wie ich spreche und ich wurde ausgelacht. Auch meine Kollegen haben sich dann immer amüsiert, wenn ich da irgendwie einen verdrehten Satz hervorbrachte und dann konnte ich auch so schön mit dem ‚r‘ rollen. Ich glaube, meinem Mann fällt das überhaupt nicht mehr auf, daß ich irgendwie anders spreche. Ich kann nur so sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“¹⁵

Die insgesamt nicht sehr häufigen Zeugnisse lassen den Schluss zu, dass es den Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 15 und 30 schneller und erfolgreicher gelang, ihren eigenen Sprachgebrauch auf die sprachliche Umwelt einzustellen als die Älteren. Am leichtesten fiel die sprachliche Umstellung den Kindern. Andererseits konnten sich Kinder am schwersten gegen Diskriminierungen aufgrund sprachlicher Besonderheiten zur Wehr setzen.¹⁶

¹⁴ Vgl. etwa Siegfried Lenz: Heimatmuseum. Hamburg 1978. – Arno Surminski: Kudenow oder An fremden Wassern weinen. Hamburg 1978. – Ulla Hahn: Das verborgene Wort. Stuttgart / München 2001.

¹⁵ Frau Kr. in: Flüchtlinge und Vertriebene (wie Anm. 6), S. 167-168, hier S. 167.

¹⁶ Vgl. hierzu meinen Beitrag: Diskriminierung mit ‚Matten Has‘. Berichte aus der Schule in der Nachkriegszeit. In: Jahresgabe der Klaus-Groth-Gesellschaft 49 (2007), S. 105-109.

2.1.2. Ausgleich durch Hochdeutsch

Auf die Frage, warum so viele Menschen in Schleswig-Holstein in den 1950er Jahren Plattdeutsch als alltägliches Kommunikationsmittel gegenüber den Kindern aufgaben, erhält man oft stereotyp zur Antwort: „Wir mussten ja hochdeutsch sprechen wegen der Flüchtlinge.“ In einer Sprachgemeinschaft, in der über Jahrzehnte ein Nebeneinander von Hoch- und Niederdeutsch praktiziert worden war, erscheint eine solche Aussage höchst fragwürdig. Offenbar haben sich die Menschen selbst nie recht Zeugnis über die Motive für die Aufgabe der Regionalsprache abgelegt, so dass man hier durchaus einen nachträglichen Rechtfertigungsversuch vermuten darf. Dieser wirkt nun dadurch besonders perfide, dass die Ursachen für den Sprachenwechsel anderen zugeschrieben werden, nämlich den Flüchtlingen. In diesem Licht erscheint die Aufgabe des heimischen Plattdeutsch gleichsam als Opfer für die Integration der Flüchtlinge.

Zumindest in den ersten zehn Nachkriegsjahren spielte Plattdeutsch bei den Sprachbegegnungen wie auch bei den daraus abgeleiteten Wertungen eine erhebliche Rolle. Der in Pommern gebürtige Rudi Habermann erinnert sich an die Sprachbarriere, die er als 9-Jähriger empfunden hatte: „Die einheimischen Einwohner verstanden wir nicht, weil sie durchweg das Schleswiger Platt sprachen.“¹⁷ Ähnlich beschreibt Christoph Sikora die Verhältnisse in Dithmarschen: „Nur konnten wir viele Dorfbewohner zunächst schlecht verstehen, weil sie Plattdeutsch sprachen. Aber sie hatten mit meinem damaligen waschechten Sächsisch ähnliche Schwierigkeiten.“¹⁸

Um die Brisanz dieses Nicht-Verstehens in den Erzählgeschichten abzumildern, werden dann gern zur Illustration anekdotenhafte Episoden um lexikalische Missverständnisse angefügt, etwa:

„Er [der Vater] sollte den Leuwagen auf der Diele reparieren. Da er Huf- und Wagenschmied war, sollte dieses eigentlich kein Problem sein. Er fand aber keinen Wagen auf der Diele. Auf Nachfrage bekam er einen Schrubber gereicht, der aufgestielt werden mußte.“¹⁹

Die hier praktizierte Form der Anekdotisierung mag als Hinweis darauf gewertet werden, dass die rein sprachlichen Missverständnisse als nicht sehr gewichtig erachtet wurden, zumal das Hochdeutsche als Ausweichsprache zur Verfügung stand.

¹⁷ Rudi Habermann: Erfrorene Knie. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 231-234, hier S. 232.

¹⁸ Christoph Sikora: Lokalderbys in Osterrade. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 82-83, hier S. 82; Ähnliches berichtet Margit Garrn: Schwere Jahre. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 277-283, hier S. 279.

¹⁹ Edith Neu: Leuwagenreparatur. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 172.

Implizit bedeutet dies, dass der Verständigungswille höher eingestuft wurde als die punktuelle Gefahr des sprachlich bedingten Missverständnisses.

So ist es wenig verwunderlich, dass das Argument der Verständlichkeit häufig auch als Begründung für die Hinwendung zum Hochdeutschen begegnet, vor allem, wenn ein Miteinander in flachen Hierarchien beschrieben wird. Ein Fischer aus dem Dorf Hela auf der gleichnamigen Halbinsel vor der Danziger Bucht erklärt sogar, es habe Absprachen mit den Berufskollegen aus Heiligenhafen gegeben:

„Ja, wir konnten mit die eher – von zehn Worte war bestimmt eins, das man nicht verstehen konnte. Da haben wir gesagt: Mensch, sprech doch lieber Hochdeutsch, das is ne Sprache, die wir alle verstehn! [...] Und trotzdem wir so platt jesprochen haben zu Hause. Es geht eben nich, das is en ander Dialekt.“²⁰

Welche sprachlichen Differenzen hier im Einzelnen gemeint sind, bleibt unaufgelöst. Es darf aber davon ausgegangen werden, dass die Aussage nicht auf den Wortschatz beschränkt ist.

Vom nächtlichen kleinen Sprechfunkverkehr auf See behaupteten die einheimischen Fischer übrigens auch noch in den 1980er Jahren, dieser fände „auf Ostpreußisch“ statt. Eine sprachliche Analyse zeigt allerdings, dass es sich hierbei um eine umgangssprachliche Varietät auf ostpommerschem oder niederpreußischem Substrat handelt, was sich deutlich an der Prosodik und der Lexik nachweisen lässt. Was die Einheimischen als „Ostpreußisch“ empfanden, entsprach also keineswegs den herkömmlichen Mundartformen, sondern es handelte sich um Ausgleichsformen, die sich in dem Streben ausgebildet hatten, sich dem Standard anzunähern.

2.1.3. Anpassung an die einheimische regionale Varietät

Insbesondere in funktionaler Hinsicht kam den einheimischen Mundarten zweifelsfrei eine Sonderrolle zu. In Schleswig-Holstein beheimatetes Plattdeutsch hatte zunächst, im Unterschied zum Hochdeutschen und den standardnahen Ausgleichsvarianten, einen exklusiven Status. Dieses Prestige ihres regionalen Idioms setzten die Einheimischen durchaus gezielt ein, wenn es darum ging, Distanz zu signalisieren. Gertrud Luckmann erzählt über ihre Erfahrungen in Trittau:

„Wie hebbt ja sülm nix.“

Dieser Satz wurde für uns und für viele ein geflügeltes Wort. Ich glaube, ich habe ihn 100 mal gehört, auch mal beim großen Bauern Z. Durch die kleine

²⁰ Kai Rohkohl: Sprachverhalten und Sprachwandel einheimischer und ostdeutscher Fischer in Heiligenhafen. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 18 (1985), S. 318-362, hier S. 333.

Scheibe in der Tür zur Küche, von der Diele aus, sah ich die Familie Z. beim Abendbrotessen. Ich klopfte, öffnete die Tür und bat um eine Scheibe Brot. 'Nee, wie hebbt sül'm nix, und nu rut!'²¹

Es gibt nur wenige Berichte darüber, dass erwachsene Flüchtlinge das einheimische Plattdeutsch aktiv beherrschten. Zumindest aber vereinzelt Versuche muss es durchaus gegeben haben. Diesen sprachlichen Anpassungsversuch beschreibt ein junger Ostpreuße, der als Bauarbeiter in Bremen tätig war; den Übergang von Plattdeutsch zum Hochdeutschen stellt er übrigens als allgemeines Phänomen zwischen den Generationen dar:

„Ich mußte mich immer ganz besonders anpassen und fühlte mich verpflichtet, was ganz Besonderes zu leisten. So habe ich u.a. versucht, Platt zu sprechen, da damals die Umgangssprache auf dem Bau üblicherweise Platt war. Die jüngere Generation fing schon an, Hochdeutsch zu sprechen. Ich konnte von früher her ostpreußisches Platt sprechen, aber das klang ganz anders als das Bremer Platt. Bei dem Versuch, mich anzupassen, kam dann zunächst ein sprachlicher Kuddelmuddel heraus, der manchmal Anlaß zu Hänseleien gab, aber auch als humorvolle Einlage genommen wurde.“²²

Über derlei individuell entwickelte Hybridformen liegen leider keinerlei verwertbare Tondokumente vor.

Über die Versuche von Vertriebenen, das heimische Plattdeutsch anzunehmen, ist recht wenig bekannt. Wahrscheinlich ist auch in diesem Bereich mit regionalen Unterschieden zu rechnen. In der Nähe von Stade achtete man offenbar auf eine deutliche Trennung. Hier heißt es in einem Bericht:

„Das Plattdeutsche öffnete sich mir bald. Vieles verstand ich zunächst falsch. Ich hielt den *Kahkhoff* für einen Mann ohne Haare statt für den Kirchhof, hielt *Stuten* für weibliche Pferde, nicht für süßes Brot [...] Aber ich trat ins Plattdeutsche nicht ein. Flüchtlinge sprachen kein Platt. Niemand hatte diese Parole ausgegeben, aber es war so. Die Flüchtlinge sprachen ihr heimisches Idiom, die Düdenbütteler blieben bei Platt und alle verstanden sich trotzdem.“²³

²¹ Gertrud Luckmann: „Wi hebbt sül'm nix“. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 290-292, hier S. 291; Ähnliches beschreibt Gunter Sponholz: „He will in Husum studeern“. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 122-130, hier S. 123-124.

²² Wolfgang Lange in Nils Aschenbeck: *Bremen hat Zuzugssperre. Vertriebene und Flüchtlinge nach dem Krieg in Bremen*. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Bremen. Bremen / Rostock 1998, S. 89.

²³ Dieter Bromund: *Vom Werte der Verlegenheit. Kriegsende und Neuanfang in der Mühle von Grefenmoor bei Stade. Mein Großvater und die Nachkriegszeit*. Stade 2005, S. 75.

Von einem unmittelbaren Nebeneinander von ost- und westdeutschen Niederdeutsch-Varietäten ist ausgesprochen selten die Rede, weil die Unterschiede als zu gravierend empfunden wurden, um eine reibungslose Kommunikation mithilfe beider Sprachformen zuzulassen. Vereinzelt aber wird dem Niederdeutschen doch ein identitätsstiftender Wert zugeschrieben, so dass auch das auswärtige Platt in einem positiven Licht erscheint. Gisela Wehden aus Pasewalk in Vorpommern beschreibt ihre ersten Tage in Groß Niendorf: „An einem der darauffolgenden Tage sprach der Bauer [...] mit meiner Mutter, und da sie Plattdeutsch sprechen und verstehen konnte, war der Kontakt gleich etwas lockerer.“²⁴

Offenbar bildete ein ausgewogenes Sozialverhältnis der Sprecher zueinander die Voraussetzung für ein harmonisches Nebeneinander der Dialekte. Edith Neu aus Uetersen berichtet: „Unser Vater gehörte schon richtig zur Familie K. Wenn er mit Jakob sprach, hörte es sich richtig lustig an, weil sie beide platt sprachen, einer ostpreußisch, der andere holsteinisch. Sie verstanden sich aber gut.“²⁵

Auffällig ist, wie unterschiedlich die Distanz zwischen den niederdeutschen Varietäten wahrgenommen wurde. Die Skala reicht von der Unmöglichkeit zur Kommunikation bis hin zum fröhlichen Miteinander, wobei letzteres möglicherweise auch einer nachträglichen positiven Umwertung geschuldet sein könnte. Fast alle Flüchtlinge dürften sich des zeichenhaften Charakters ihrer mündlichen Sprache bewusst gewesen sein. Nur so erklärt sich, dass unterschiedliche Strategien entwickelt wurden, ein Stadium der sprachlichen Unauffälligkeit zu erreichen. Am leichtesten fiel es den Kindern, solche sprachlichen Übergänge zu meistern. So heißt es von einem Jungen, der als Kleinkind aus dem südlichen Ostpreußen nach Lütjenburg gekommen war: „Er lernte sogar die plattdeutsche Sprache perfekt und akzentfrei.“²⁶ Der 9-jährige Gernot Schubert aus Königsberg machte in Glückstadt ähnliche Erfahrungen: „Wir Kinder lernten den norddeutschen Dialekt recht schnell. [...] Mutter nahm uns meist als ‚Übersetzer‘ mit.“²⁷

Weil sie um das Prestige des Plattdeutschen wussten, setzten Kinder es auch gezielt zur Gegenwehr gegen Beschimpfungen durch Einheimische ein. Uwe Hansen war in einer zum Lager umfunktionierten Kaserne in Schleswig untergebracht:

„Als wir die ersten Ausflüge außerhalb des Kasernengeländes unternahmen, riefen uns andere Kinder nach: ‚Flüchtlinge, Flüchtlinge‘. Wir wußten uns zu

²⁴ Gisela Wehden: *Feindseligkeit*. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 247-249, hier S. 248.

²⁵ Edith Neu: *Leuwagenreparatur*. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 172.

²⁶ Hans Makoben: *Reinhard*. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 178-180, hier S. 180.

²⁷ Gernot Schubert: *Neue Lebensart*. In: *Flüchtlingsland* (wie Anm. 7), S. 263-265, hier S. 264-265.

helfen, denn wir riefen zurück: ‚Dat segg ick min Mudder.‘ So glaubten wir sie zu überzeugen, daß wir gar keine ‚Flüchtlinge‘ seien.“²⁸

Das Plattdeutsche behielt seine Funktion als Gruppenabzeichen gerade auch für diejenigen, die sich anschickten, die gesellschaftlichen Trennlinien zu überschreiten. Ilse Pochadt aus Gnutz sieht offenbar eine unmittelbare Verbindung zwischen ihren Platt-Fertigkeiten und der Tatsache, dass sie Zugang zu Gruppen gleichaltriger Einheimischer erhielt: „Ich verstand auch das Plattdeutsch der Holsteiner, konnte selbst Platt sprechen und bekam Einladungen zu den ‚Jott-Treffen‘ bei einigen Freundinnen.“²⁹ Mehrfach wird berichtet, dass der Übergang vom Status eines randständigen Flüchtlings zum anerkannten Mitglied einer Einheimischen-Gemeinschaft durch Plattdeutschkenntnisse erleichtert, wenn nicht gar erst ermöglicht wurde:

„Weihnachten 1945 lernte ich meinen jetzigen Mann kennen. Er war einziger Bauernsohn aus dem Nachbardorf Sievershütten. Aus den anfänglichen Treffen bei Tanzabenden im Dorfkruge wurde eine feste Beziehung, was zu damaliger Zeit zwischen Einheimischen und Flüchtlingen sehr selten war. [...] Mein Freund und ich blieben ein Paar. Auch seine Eltern akzeptierten mich. Der Vater meines Freundes war, als wir uns kennenlernten, im Internierungslager. Als er im Februar 1947 entlassen wurde und von unserer Freundschaft erfuhr, war seine einzige Bedingung, ich müßte ‚Holsteiner Platt‘ lernen, was ich zu der Zeit schon ein bißchen konnte.“³⁰

2.2. Flüchtlinge unterschiedlicher Herkunft

Aufgrund der räumlichen Enge waren intensive nachbarliche Kontakte unvermeidlich. Das gemeinsame Schicksal der Flucht und des Verlustes allen Besitzes mag zu Solidarierungen Anlass gegeben haben. Eine Grundlage für gemeinsamen selbstbewussten Umgang mit der eigenen Sprachlichkeit und eine denkbare sprachliche Distanzierung von den Einheimischen bildete diese Konstellation jedoch al-

²⁸ Margarete Pohl: Lagerleben. In: Flüchtlingsland (wie Anm. 7), S. 235-238, hier S. 235.

²⁹ Ilse Pochadt: Steckrüben und Torten. In: Flüchtlingsland (wie Anm. 7), S. 204-209, hier S. 208. Mensing umschreibt „Jott“ wie folgt: „gesellige Zusammenkunft der unverheirateten jungen Leute des Dorfes, meistens Knechte und Mägde, seltener der Bauernsöhne und -töchter im Hause des abwesenden Bauern, gewöhnlich am Sonntagnachmittag oder -abend“. Otto Mensing (Hrsg.): Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). 2. Bd. Neumünster 1929, Sp. 1048-150, hier Sp. 1048.

³⁰ Ursula Langmaack: Plattdeutsch als Heiratsbedingung. In: Flüchtlingsland (wie Anm. 7), S. 253-254, hier S. 254.

lenfalls phasenweise. Anders verhielt es sich, wenn Flüchtlinge sich am Arbeitsplatz begegneten.

2.2.1. Flüchtlinge untereinander in beruflichen Beziehungen

Eine große Anzahl von Fischern der deutschen Ostseeküste war gegen Kriegsende nach Westen geflüchtet. Im Unterschied zu fast allen anderen Flüchtlingsgruppen war es den Vertretern dieser Berufsgruppe in der Regel gelungen, ihre Produktionsmittel mitzunehmen, vor allem das Schiff und die Netze. Hinzu kam, dass die Fischerei an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste bis 1945 lediglich als Küstenfischerei betrieben worden war, so dass die Fischer aus dem Osten mit ihrer Kleinen Hochseefischerei nicht in eine unmittelbare Konkurrenz mit besitzenden Einheimischen eintraten. Vielmehr besetzten sie ein bis dahin unterentwickeltes Wirtschaftsfeld. Der enorme Nahrungsmittelbedarf in den ersten Nachkriegsjahren trug außerdem zu einer gesellschaftlichen Sonderstellung der Ostfischer bei.

Die sprachliche Verhältnisse im Fischereigewerbe der Nachkriegszeit beschreibt ein aus dem ostpreußischen Samland stammender Fischer als überaus vielfältig:

„Tohuus heww wi joa emmer onser Platt jesproake. [...] On nu es dat joa andersch – doa kemmt anne Hoaw on vertellst di wat met diene Kollege. Doa kannst nich so rede wie du wellst. On de kemmt ut Schleswig-Holsteen on de kemmt von de Danzjer Bucht, on de von de Fresche Nehrung un de vom Kurische Haff, on de vom Memelland – joa, on de von Pommere on de von Meckleborg. Wi send joa international hier. [...] Wenn eener Platt red, denn red eck ook Platt, red eener Hochdietsch, dann red eck ook Hochdietsch. Doamet kemmt kloar.“³¹

Die hier geäußerten Vorbehalte gegenüber den regionalen Varietäten gelten nicht vornehmlich dem einheimischen Plattdeutsch, sondern sie schließen die verschiedenen ostdeutschen Mundarten ein. Allein die ost- und westpreußische Küstenregion lässt sich in sieben recht unterschiedliche Mundartgebiete aufgliedern. Diese werden offenbar als getrennte Systeme angesehen, deren Differenzen als gravierender wahrgenommen werden als die vorhandenen Gemeinsamkeiten. Auf die Frage, ob das Pommersche oder das Holsteinische seinem eigenen Platt näher stünde, antwortete ein Fischer aus Hela: „Beide nich, gar nich, das is anders, ganz anders.“³² In einem solchen Konzept eignet sich keine niederdeutsche Varietät als Kommunika-

³¹ Ulrich Tolksdorf: Über den Sprachgebrauch ost- und westpreußischer Fischerfamilien in Schleswig-Holstein heute. In: Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahressgabe 28 (1986), S. 143-151, hier S. 148.

³² Rohkohl, Sprachverhalten (wie Anm. 20), S. 340.

tionsmittel für alle Beteiligten. Diese Rolle übernimmt eine regional geprägte und am hochdeutschen Standard orientierte Umgangssprache, im konkreten Fall erfolgte eine Orientierung an der genormten Fachsprache, wie sie an den Fischereifachschulen verwendet wurde. Die terminologische Vielfalt und den Bedarf an standardisierten Formen illustriert ein Fischer aus Heiligenhafen, aufgewachsen in Rügenwaldermünde, am Beispiel der Benennungen von Teilen des Stellnetzes: „Du mußt Bojen auf ham, nech [...] ja, wie nanntn wir die, ich saach Schtöda, hier sogn se Waka, nich, und wir sagen Schtödas – wie nanntn wir die – Baak glaub ich, saachten wir – Baak.“³³

Um die terminologische Vielfalt für denselben Gegenstand kurz zu entzerren: „Boje“ ist das umgangssprachliche Wort, „Stöder“ ist die überregionale fachsprachliche Form, zu der die ostdeutschen Fischer tendieren, „Waka“ sagt man traditionell in Heiligenhafen, und „Baak“ ist die aus Pommern mitgebrachte Benennung.

2.3. Flüchtlinge homogener Herkunft

Nur in seltenen Fällen blieben in der Nachkriegszeit sprachlich homogene Flüchtlingsgruppen zusammen,³⁴ mit der Folge, dass der Gebrauch der Ausgangsmundarten fast ausschließlich auf die Familien beschränkt blieb.

2.3.1. Homogene und heterogene Neusiedlungen

Im Zuge der Wohnungsbauprogramme der 1950er Jahre entstanden in zahlreichen Städten und Orten Siedlungen, in die vorrangig Flüchtlinge einzogen und deren Straßennamen nicht selten an Orte oder Landschaften in Schlesien, Pommern oder Ostpreußen erinnerten. Hatte man in den Lagern noch landsmannschaftliche Anknüpfungen gesucht, so zeigte sich nun durch Aufhebung der Enge eine klarere Konturierung der heterogenen sprachlichen Verhältnisse. Damit beschleunigte sich die Hinwendung zum Hochdeutschen. Albrecht Lehmann stellt fest:

„Ein mehrjähriges Leben in der ‚Sprachinsel‘ eines Flüchtlingslagers konnte oft das Aufgeben der Mundart aus dem Osten verzögern. Doch selbst in der überwiegend von Schlesiern bewohnten, aus einem Flüchtlingslager entstandenen Stadt Espelkamp in Nordrhein-Westfalen meldeten sich bereits 1954 nur noch wenige, als ein Lehrer in der Grundschule für einen Chor Kinder suchte, die ‚Schlesisch‘ sprechen konnten.“³⁵

³³ Rohkohl, Sprachverhalten (wie Anm. 20), S. 335-336.

³⁴ Trude Janz berichtet von der Mennoniten-Siedlung in Wedel: Ulrich Tolksdorf: Eine ostpreußische Volkserzählerin. Geschichten – Geschichte – Lebensgeschichte. Marburg 1980, S. 393.

³⁵ Albrecht Lehmann: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in

Trotz des Anpassungswillens der meisten Sprecher an das Hochdeutsche wird noch in den 1960er Jahren festgestellt: „Die Vertriebenenmundarten können sich dort am ehesten erhalten, wo Ostdeutsche gleicher Herkunft in einer geschlossenen Siedlung zusammenleben.“³⁶ Am Beispiel des sprachlich heterogenen Ermlands, mit niederdeutsch und mitteldeutsch sprechenden Bevölkerungsteilen, und einer aus 13 Dörfern bestehenden Flüchtlingssiedlung in der Eifel stellt Tolksdorf eine deutliche Tendenz zur Sprachform der Mehrheitsgruppe fest:

„In keinem Dorf des Siedlungsgebietes wohnen heute Ermländer, die alle die gleiche engere Heimatmundart sprechen. [...] So gilt das Mitteldeutsche heute bei dem Ermländern als ‚typisch ermländisch‘, während man von den Niederdeutschen sagt, sie sprächen ‚Platt wie in Schleswig-Holstein‘. [...] Auch die meisten der älteren niederdeutsch-sprechenden Ermländer [...] sprechen in ihrer Familie noch sehr häufig und sicher ihre Mundart. In ihrer Verkehrssprache mit den mitteldeutsch sprechenden Landsleuten jedoch zeigen sich schon z. T. starke Einflüsse des Mitteldeutschen.“³⁷

Die sprachlichen Mehrheitsverhältnisse führen hier nach rund zehnjährigem Zusammenleben zu dem Schluss: „Im ganzen gesehen, scheint die niederdeutsche Mundart bei den Ermländern schneller abzusterben als die mitteldeutsche.“³⁸ Gerade auch in einer sprachlichen Konstellation mit niederdeutsch und mitteldeutsch sprechenden Flüchtlingen sowie ripuarisch und moselfränkisch sprechenden einheimischen Rücksiedlern bildet bei allen sozialen Differenzierungen und deren Auswirkungen auf die Wahl des sprachlichen Registers „das starke Vordrängen des Hochdeutschen“³⁹ ein wesentliches Charakteristikum. Den Kindern jedenfalls wurde bereits in den 1960er Jahren bescheinigt, sie sprächen „dialektfreies Hochdeutsch“⁴⁰.

2.3.2. Familien

Die Funktionen der regionalen Alltagssprache unterlagen bei den Flüchtlingen mit ihrer Versetzung in einen anderen Sprach- und Kulturraum einem erheblichen Wandel. Das selbstverständliche und damit selten oder nie hinterfragte Sprechen im Dialekt und in einer regionalen Umgangssprache vermochte nun nicht mehr alle

Westdeutschland 1945-1990. München 1991, S. 74.

³⁶ Ulrich Tolksdorf: Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel. Marburg 1967, S. 306.

³⁷ Tolksdorf, Volksleben (wie Anm. 36), S. 306-307.

³⁸ Tolksdorf, Volksleben (wie Anm. 36), S. 308.

³⁹ Tolksdorf, Volksleben (wie Anm. 36), S. 308.

⁴⁰ Tolksdorf, Volksleben (wie Anm. 36), S. 311.

Lebensbereiche adäquat abzudecken. Damit ging eine Hinwendung zum überdachten Hochdeutsch einher, es traten aber auch zumindest passive Kenntnisse im heimischen Niederdeutsch hinzu.

Aufgrund des Anpassungswillens und der noch nicht gefestigten eigenen Sprachlichkeit waren die Schulkinder oft die ersten, die sich von den mitgebrachten Flüchtlings-Varietäten zu distanzieren suchten – oder richtiger: die innerhalb ihrer Altersgruppe den Status des Unauffälligen und des sprachlich Unmarkierten anstrebten. Dies illustriert ein Interview, das der Volkskundler Alfred Cammann mit einer Familie von Bessarabiendeutschen im niedersächsischen Lünningshausen führte. Als der 15-jährige Sohn ins Zimmer trat, wollte Cammann auch ihn zum Sprechen in der schwäbischen Mundart bewegen:

- „C: Kannst Du mal ein schwäbisches Gedicht sagen?
 H: Nee.
 C: Nee, das kannst du nicht? Erzähl mal auf Schwäbisch, was Du werden willst. Weißt Du das schon?
 H: Nee.
 C: Erzähl mal hier vom Dorf etwas. Kannst Du das auf Schwäbisch erzählen? Sage mal ein paar Worte, ob Du das kannst. Wie groß ist Lünningshausen?
 H: Ja, Lünningshausen ist zwei Kilometer lang und hat 200 Einwohner.
 C: Auf Schwäbisch! – Erzähl es auf Schwäbisch! – Oder: Wieviel Kinder seid Ihr in der Schule?
 H: Ja, vierzig ungefähr.
 C: Das ist aber doch nicht Schwäbisch, was du da sagst! – Nun erzähl mal etwas von den Pfadfindern! – Kannst Du Plattdeutsch?
 H: Ja, dat war voriges Jahr im September, dat war clock sieben, wenn das losföhrt. Und gegen zehn ist de Zug ankommen, das wi no Bremerhaven hinführt.
 C: Ja, das war Plattdeutsch! Nun erzähl dasselbe noch mal auf Schwäbisch.
 H: Ja, das war voriges Jahr im September. Da sind wir morgens um sieben Uhr in Worpswede losgefahren, ungefähr 16 Mann, und wie wir in Osterholz gewese sin, henn wir auf de Zug gewart, ist der komme und sind wir nach Bremerhave fahre.“⁴¹

Diese Gesprächssequenz lässt Grundzüge der zeitgenössischen Forschung erkennen: Das Interesse des Forschers richtet sich nicht auf eine aktuelle sprachliche

⁴¹ Lehmann: Im Fremden (wie Anm. 35), S. 71-72.

Bestandsaufnahme oder auf Erscheinungen des sprachlichen Wandels. Sein Augenmerk richtet sich vielmehr starr auf die regionale Flüchtlingsvarietät und damit auf deren Erhalt. Hier ist es das Schwäbische der Bessarabiendeutschen im heutigen Staatsgebiet Moldawiens und der Ukraine, das der Forscher – in einem möglichst reinen und unveränderten Zustand – aufzeichnen möchte. Sein Handeln beruht auf einem starken sprachpflegerischen Impetus.

Seit der unmittelbaren Nachkriegszeit hat die Verwendung von Flüchtlings-Mundarten eine zunehmende Einengung erfahren, wobei der familiensprachliche Sektor in Einzelfällen bis über das Jahr 2000 hinaus ausgefüllt blieb. Nur in der allerersten Phase behielt die gesamte Flüchtlingsfamilie ihren herkömmlichen sprachlichen Umgang bei; recht bald allerdings verließen die Kinder und Jugendlichen diese verbindende, aber auch klassifizierende sprachliche Grundlage, um sich dem Hochdeutschen und partiell, also in bestimmten Partnerkonstellationen oder Situationen, dem heimischen Plattdeutsch zuzuwenden. Schließlich blieb Ostpreußisch oder Schlesisch generationengebunden auf wenige innerfamiliäre Situationen eingeschränkt.

3. Forschungen zur sprachlichen Situation im Flüchtlingsland Schleswig-Holstein

Was in den 1950er Jahren programmatisch als „Situation eines volkkulturellen Großlaboratoriums“ annonciert worden war, verbunden mit recht unterschiedlichen empirischen und theoretischen Ansatzpunkten, fand in der Sprachwissenschaft nur geringen Widerhall. Die wenigen Untersuchungen zeigten allerdings als deutliches Ergebnis, dass sich die These des „Melting Pot“ nicht bestätigt hatte. Danach hätten sich mechanisch verstandene Mischprozesse ergeben müssen, so dass ostdeutsche Anteile in die Lautung, in den Wortschatz, in die Flexion oder die Syntax der norddeutschen Umgangssprache bzw. des westlichen Niederdeutsch eingeflossen wären. Die sprachlichen Befunde aber bestätigten das nicht. Zusammenfassend heißt es 1970:

„Inzwischen hat sich freilich gezeigt, daß durch lokale ostdeutsche Zumischung eine dauerhafte Interferenzentwicklung auf westdeutsche Sprachverhältnisse wohl nirgends ausgeübt worden ist. Auch die ausgreifende Entwicklung der Umgangssprachen in den westdeutschen Sprachlandschaften wird eher mit einer Reihe anderer Faktoren in Verbindung zu bringen sein als mit dem Zuzug der Aussiedler.“⁴²

Ähnliche Befunde ließen sich in anderen alltagskulturellen Feldern machen, wobei sicherlich zwischen öffentlichen und nicht-öffentlichen Erscheinungen zu differen-

⁴² Günter Bellmann: Vorwort. In: Günter Bellmann / Joachim Göschel: Tonbandaufnahme ostdeutscher Mundarten 1962-1965. Gesamtkatalog. Marburg 1970, S. 9.

zieren ist. Während sich etwa Flüchtlinge hinsichtlich ihrer Kleidung, die ja im öffentlichen Raum wahrgenommen wurde, bereits in den 1950er Jahren kaum von den Einheimischen unterscheiden ließen, hielten sich etwa mitgebrachte und innerhalb der Familie weiter tradierte Rezepte und Verfahren der Lebensmittelzubereitung über Jahrzehnte. Ebenso wenig wie das Bild vom Schmelztigel angemessen war für eine Beschreibung des kulturellen Austauschs traf allerdings auch das Bild der Salad Bowl zu, der Salatschüssel, in der die einzelnen Zutaten deutlich erkennbar bleiben. Und auch die prognostizierten gemeinsamen Entwurzelungs- und Fremdheits-erfahrungen von Flüchtlingen und Einheimischen stellten sich nicht ein. Festzustellen ist eine gesamt-gesellschaftliche Dynamik, während von expliziter sprachlicher und kultureller Anpassung allein auf der Seite der Flüchtlinge die Rede sein konnte.

Ein kritischer Rückblick auf die Wissenschaftsgeschichte offenbart, dass das komplexe Feld der Flüchtlingsforschung zweifellos interdisziplinärer Fragestellungen und Methoden bedarf. Bezogen auf individuelle und kollektive Phänomene beteiligten sich vor allem die Fächer Soziologie, Ökonomie, Geschichte, Geographie, Landeskunde, Raumforschung, Volkskunde und Psychologie. Nur am Rande, sozusagen begleitend vertreten war die Sprachwissenschaft.

Zwischen 1945 und 1965 wurden in Schleswig-Holstein keine speziellen Erhebungen zum aktuellen Sprachgebrauch und zu dessen Wandel durchgeführt. Die Flüchtlinge, ihre sprachliche Ausstattung und ihr Sprachverhalten gelangten immer dann in den Fokus sprachwissenschaftlicher Betrachtung, wenn es darum ging, möglichst alte Sprachzustände zu dokumentieren. In mehreren bundesweiten Langzeitprojekten trug man ab Mitte der 1950er Jahre Hunderte von Tonaufnahmen zusammen, etwa in der Serie „Ostdeutsche Dialektgeographie“ (1955-1957) oder in der Reihe „Tonbandaufnahme der Vertriebenenmundarten“ (1962-1965). Neben dieser Art der großräumig angelegten Dokumentation fehlten allerdings regionale Fallstudien. Offenbar mangelte es in der deutschen Linguistik an den hierfür erforderlichen pragmatischen, zumindest in einem Teil auf Wandel ausgerichteten Fragestellungen. Dabei hätte es sich angeboten, etwa analog zu volkskundlichen Arbeiten von Hermann Bausinger, das Spannungsfeld aus sprachlicher Beharrungsfestigkeit und sprachlichem Wandlungsstreben auszuleuchten. Doch blieben Erhebungen zu den rezenten sprachlichen Verhältnissen in ausgewählten sozialen Umfeldern, zu sprachlichen Anpassungsprozeduren bei Flüchtlingen im Spannungsfeld von Beharrung und Erneuerung aus.

Vor diesem Hintergrund entstand eine der wichtigsten und umfangreichsten Tondokumentationen der ost- und westpreußischen Mundarten aufgrund einer Privatinitiative. Ulrich Tolksdorf hatte bei seinen Aufnahmen, die zwischen 1965 und 1990 entstanden, zwar die kulturelle und sprachliche Assimilation im Blick, doch auch

sein Augenmerk galt vor allem den herkömmlichen Zuständen vor der einschneidenden Zäsur von Flucht und Vertreibung. Tolksdorfs Interesse ist aber immer auch im Zusammenhang mit dem Preußischen Wörterbuch zu sehen: Für dieses Projekt trug er Materialien zusammen, mit dem Ziel, Elemente vergangener Zustände zu dokumentieren. Diese Aufnahmen dienten mithin der Rekonstruktion einer nicht mehr existenten Sprach- und Kulturlandschaft. Unter sprachlichen Gesichtspunkten standen hier der Wortschatz, die Lautung, die Morphologie und die Phraseologie der Mundarten Ost- und Westpreußens im Vordergrund, und zwar in der Zeit vor 1945.

Als zentrale Einrichtung für die sprachliche und volkskundliche Forschung Ost- und Westpreußens war das Projekt „Preußisches Wörterbuch“ von 1955 bis zum seinem Ende 2005 angesiedelt an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel. Vor allem bei der Erhebung, der Aufbereitung und der Präsentation des umfassenden mundartlichen Wortschatzes leisteten die Mitarbeiter, hier seien die ersten Arbeitsstellenleiter Erhard Riemann und Ulrich Tolksdorf besonders hervorgehoben, bemerkenswerte Grundlagenarbeit. Enge Verknüpfungen pflegte man mit volkskundlich und historisch ausgerichteten Institutionen, wie der „Kommission für ostdeutsche Volkskunde“ und der „Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landeskunde“.

Will man diese Aktivitäten aus heutiger Sicht kritisch reflektieren, so hätte es sich, trotz der mit der geforderten Interdisziplinarität verbundenen Reibungsverluste, angeboten, Daten in Langzeitstudien zu erheben, differenziert etwa nach Domänen und typisierbaren Sprachverwendungssituationen. Daneben hätte sich beispielsweise die Verfolgung empirischer Ansätze der Sprachbiographieforschung angeboten, um auf diese Weise individuelle und kollektive Entwicklungen gleichermaßen zu erfassen.

4. Ist-Zustand und Ausblick

Zweimal im Jahr trifft sich in Bielefeld der „Arbeitskreis Ostpreußisch Platt“. Seit Ende der 1980er Jahre versammeln sich regelmäßig 20 bis 30 ältere Männer und Frauen. Sie verwenden dabei selbstverständlich und authentisch ihre niederpreußische Herkunftsmundart. Die Außergewöhnlichkeit dieser Situation offenbart sich nachdrücklich, wenn sich der Beobachter ins Bewusstsein ruft, dass es sich rund 60 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs um die letzten Sprecher einer vor dem Aussterben stehenden Sprachform handelt.

Die gesellschaftliche Integration der Flüchtlinge ist abgeschlossen. Wenn alljährlich im Februar in Heide auf den traditionsbezogenen und ritualisierten Feiern der Stadtquartiere, die hier „Eggen“ genannt werden, die Fahnen von Vereinen und Organisationen in den Festsaal getragen werden, gehören die Fahnen der pommer-

schen sowie der ost- und westpreußischen Landsmannschaften dazu. Das ist insofern beachtlich, als dass hier, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, strikt auf das Einhalten tradierter Formen geachtet wird: So werden die Versammlungen vollständig in einheimischem Platt abgehalten, Frauen ist der Zutritt nach wie vor ver sagt. Bei aller Hermetik gelten die zugezogenen Männer als vollwertige Mitglieder der Gemeinschaft.

Ein weiteres Beispiel liefert die Dittchenbühne in Elmshorn. Der Name verweist auf eine ostpreußische Herkunft: Dittchen war die regional übliche Bezeichnung für die Zehn-Pfenning-Münze. Das Vereinsprogramm verzeichnet zwei Ziele, nämlich die Bewahrung ostdeutschen Kulturguts sowie die Zusammenarbeit mit Deutschlands östlichen Nachbarn. Ein Blick auf die aktuellen Aktivitäten zeigt, dass die dezidiert ostpreußischen und mundartlichen Anteile verblassen, während sich die Einrichtung aktuellen gesellschaftlichen und kulturellen Aufgaben zuwendet. Dies geschieht etwa in Form von Migrationssozialberatung; außerdem bietet eine Sprachenschule Deutschkurse an für Aussiedler, Flüchtlinge und Asylberechtigte. Die Dittchenbühne ist heute weit mehr als ein kulturkonservativer Theaterbetrieb.

Was aber bleibt? Namen wie die Dittchenbühne, Schmand und Streimellachs, eine Musikgruppe Lorbaß oder Straßennamen wie Königsberger Straße oder Masurenring. Wobei auch diese Namen verblassen – nur so lässt sich etwa erklären, dass 2007 eine Zeitungsmeldung mit „Reise in die Masuren verändert Journalistin“ überschrieben war. Offenbar war es keinem Beteiligten – Texter, Korrekturleser, zuständigem Redakteur – aufgefallen, dass es „nach Masuren“ heißen muss. In sprachlicher, aber auch in mentaler Hinsicht ist das Land östlich der Oder für die Bewohner des heutigen Deutschland weit entfernt.

Andererseits macht es Mut, wenn heute zahlreiche Unter-30-Jährige Einzelheiten zu den geographischen, kulturellen und sprachlichen Wurzeln ihrer Vorfahren in Erfahrung zu bringen versuchen. Die Belastungen, die ein halbes Jahrhundert lang eng mit dem Themenkomplex verbunden waren und die vielfach zu einer Tabuisierung von Flucht und Vertreibung führten, werden jedenfalls schrittweise abgebaut. So bleibt – zum Teil schriftlich fixiert, zum Teil mit technischen Hilfsmitteln mündlich festgehalten – in vielen Familien ein Fundus von Erzählgeschichten erhalten. Der Sicherung und Auswertung solcher Dokumente und der Frage, in welcher Weise sich die nachfolgenden Generationen mental mit ihnen auseinandersetzen, sollte sich die Wissenschaft jedenfalls nicht entziehen.

Berichte und Mitteilungen

Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. am 16. Juni 2007 im Heimatmuseum im Burmesterhaus in Hohenwestedt

Stefanie Janssen

Die diesjährige ordentliche Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. fand am 16. Juni 2007 im Heimatmuseum im Burmesterhaus in Hohenwestedt statt. Vor Beginn der Versammlung führte Sandra Scherreiks durch die Ausstellung im Heimatmuseum.

An dem anschließenden Treffen nahmen 16 Mitglieder der GVSH teil. Derzeit gehören der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein 147 persönliche und sieben institutionelle Mitglieder an; zusätzlich erhalten neun Institutionen die Zeitschrift TOP.

Der 1. Vorsitzende, Nils Hansen, begrüßte die Anwesenden und stellte die ordentliche Einberufung der Mitgliederversammlung fest. Er bedankte sich bei Sandra Scherreiks für die Einladung nach Hohenwestedt und stellte die neuen anwesenden Mitglieder Claudia Ohlsen vom Schleswig-Holsteinischen Heimatbund, Thomas Schürmann vom Freilichtmuseum am Kiekeberg sowie Alexander Eggert, Student am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde in Kiel vor.

Seit der letzten Mitgliederversammlung fanden drei gemeinsame Sitzungen von Vorstand und Beirat statt (26. September 2006, 30. Januar 2007 und 8. Mai 2007).

Am 18. November 2006 wurde den Mitgliedern eine Herbstexkursion nach Lüneburg angeboten. Für den nächsten Herbst ist eine Exkursion nach Neumünster in das Museum Tuch & Technik geplant.

Die Vortragsreihe in Zusammenarbeit mit dem Kieler Stadtmuseum konnte mit drei Vorträgen im Warleberger Hof in Kiel zwischen Januar und März weitergeführt werden. Am 11. Januar 2007 berichtete Jödis Erich über die THW-Festivalisierung, am 8. Februar Reinhard Goltz über die Sprachvarietäten von ostdeutschen Fischern nach 1945 in Schleswig-Holstein und am 8. März Ulrike Looft-Gaude über die 1950er Jahre am Beispiel von Karstadt-Schaufensterdekorationen. Die Vortragsreihe war insgesamt sehr gut besucht, so dass die GVSH und das Stadtmuseum Warleberger Hof für das kommende Jahr eine Fortsetzung planen.

Guntram Turkowski hatte sich darum bemüht, in dem Internet-Wörterbuch Wikipedia unter dem Portal Volkskunde einen Artikel zur GVSH unterzubringen. Dies

stieß wider Erwarten jedoch auf Probleme. Nachdem der Text eingesetzt worden war, kam zu es Protesten seitens der Betreiber der Seite. Nach einigen Diskussionen zwischen den Betreibern und Guntram Turkowski wurde letztlich der Artikel wieder entfernt. Jetzt sind die Kriterien für eine erneute Annahme eines Textes zu prüfen, um dann möglicherweise die GVSH doch noch dort vorzustellen.

Das Ausstellungsprojekt des Beirates zum Thema Leuchttürme musste aus Zeitgründen vorerst eingestellt werden.

Während der letzten beiden Sitzungen von Vorstand und Beirat wurde der Vorschlag von Thomas Winkelmann, analog zu dem Buch „Hessen vergessen“, in dem es um vergessene Orte geht, eine ähnliche Aktion für Schleswig-Holstein in Gang zu bringen, aufgenommen. Zu diesem Zweck gab es in der letzten TOP einen Aufruf, Artikel zu diesem Thema einzusenden. Sollte die Resonanz gut sein, könnte daraus ein weiterer Band der Schriftenreihe entstehen.

Das „Museumsforum“ mit Führungen für Mitglieder der GVSH wird im Sommer 2007 wieder aufgenommen werden: Sandra Scherreiks zeigt das Gießereimuseum in Kiel, Astrid Paulsen führt durch das Freilichtmuseum Molfsee, und Doris Tillmann durch die Kieler-Woche-Ausstellung im Warleberger Hof.

Größere Ausgaben im Jahr 2006/2007 sind die Kosten für die Herstellung und den Vertrieb der TOP sowie die Honorare für die Referenten der Vortragsreihe im Warleberger Hof. Dennoch ist die Finanzlage der Gesellschaft als solide zu bezeichnen.

Turnusgemäß stand die Wahl für den zweiten Vorsitz der GVSH an. Guntram Turkowski, der diesen Posten bereits kommissarisch wahrgenommen hatte, wurde einstimmig mit einer Enthaltung gewählt und nahm die Wahl an. Die bisherige Geschäftsführerin, Stefanie Janssen, wurde ebenfalls einstimmig mit einer Stimme Enthaltung wieder gewählt.

Sabine Hirschbiegel schied aus Zeitgründen aus dem Beirat aus; neu nominiert wurden Claudia Ohlsen und Carsten Sobik. Der Beirat wurde insgesamt einstimmig gewählt. Maj-Britt Jönsson wurde in Abwesenheit einstimmig gewählt, die Kassenprüfung weiterhin vorzunehmen.

Einfach nur ein Parkplatz oder ein Ort mit Geschichte?



Abb.:
Aufnahme
August 2005.

Aufruf: Vergessene Orte in Schleswig-Holstein und ihre Geschichten

Während der Begriff des kollektiven Gedächtnisses seit einigen Jahren in den Geisteswissenschaften und im Feuilleton en vogue ist, lassen sich in Schleswig-Holstein vielerorts Orte, Plätze und Häuser finden, deren Geschichten den meisten Passanten heute nicht mehr vertraut sind. In Kiel z.B. befindet sich an der Stelle eines Wilhelminischen Wohnhauses ein Einkaufszentrum gleichen Namens; das Gelände, auf dem einst das Hauptgebäude der Universität stand, wird nun als Parkplatz genutzt; vom ehemaligen Marientempel im Düsternbrooker Gehölz blieb lediglich eine ruinenhafte Plattform übrig – die wenigen Beispiele aus Kiel lassen sich, auf ganz Schleswig-Holstein bezogen, zu einer umfangreichen Liste ergänzen.

Alle Interessierten sind aufgerufen, sich an der neuen Rubrik der *TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.* zu beteiligen und dem Vergessen entgegen zu wirken. Der Umfang der Texte sollte drei bis fünf Maschinenseiten umfassen, Abbildungen, die sowohl den ehemaligen als auch den derzeitigen Zustand der beschriebenen Objekte zeigen, sind erwünscht. Längerfristig und bei reger Beteiligung ist geplant, die Beiträge in einer selbstständigen Publikation zu veröffentlichen und damit einem größeren Personenkreis zugänglich zu machen.

Ihre Manuskripte mit Abbildungen senden Sie bitte an folgende Adresse:
Melanie Zühlke M. A., Alsenstraße 9, 23556 Lübeck
oder per E-Mail an redaktion@volkskunde-sh.de.

„Süße Verlockung“ – eine „zuckersüße“ Sonderausstellung im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum

Sigune Kussek

Nach meinem Studium der Volkskunde/Europäischen Ethnologie im westfälischen Münster, das ich im Februar 2005 mit der Promotion abschloss, ließ ich mir für zwei Jahre und drei Monate den frischen Wind in Schleswig-Holstein um die Nase wehen. Grund für den Ortswechsel war der Beginn meines wissenschaftlichen Volontariates im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum in Molfsee im März 2005. Bis Februar 2007 lernte ich als Volontärin die Aufgaben und auch die besonderen Probleme eines großen Freilichtmuseums kennen. Ich arbeitete an Sonderausstellungen mit und übernahm schließlich ein eigenes, sehr umfassendes Ausstellungsprojekt, für dessen Beendigung ich im Anschluss an das Volontariat noch als wissenschaftliche Mitarbeiterin angestellt war. Die kulturhistorische Sonderausstellung „Süße Verlockung – Von Zucker, Schokolade und anderen Genüssen“, vom 13. Mai bis 30. Dezember 2007 im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum zu sehen, widmet sich einem Thema, das fast allen Menschen sehr vertraut ist: Sie zeigt die historische Vielfalt an süßen Produkten und die verschiedenen Formen ihrer Vermarktung, den Wandel in der Bewertung und Bewerbung von Zucker und Süßigkeiten in Europa.

Die folgenden Ausführungen beleuchten zunächst kurz das inhaltliche Konzept der Ausstellung und gehen auf ihre besonderen Entstehungsbedingungen als Wanderausstellung ein. Anschließend werden die thematischen Ausstellungsgruppen sowie die Art ihrer Vermittlung vorgestellt.

„Ich habe sogar von einer Frau gehört, die an dem Marzipan sich todt gegessen hat.“

Marzipan, Bonbons, Schokolade, Pralinen, Eis, Pudding, Lakritze, Gummibärchen, Kekse, Torten, Limonade, Cola-Getränke – Süßigkeiten, Süßspeisen und süße Getränke verführen heutzutage zum grenzenlosen Süß-Konsum in den Kaufhäusern und Supermärkten. Der Verlockung des Süßen kann sich gegenwärtig kaum noch jemand entziehen. Dieses für viele unwiderstehliche Verlangen nach Süßem wird vor allem durch einen Stoff gestillt – durch Zucker.

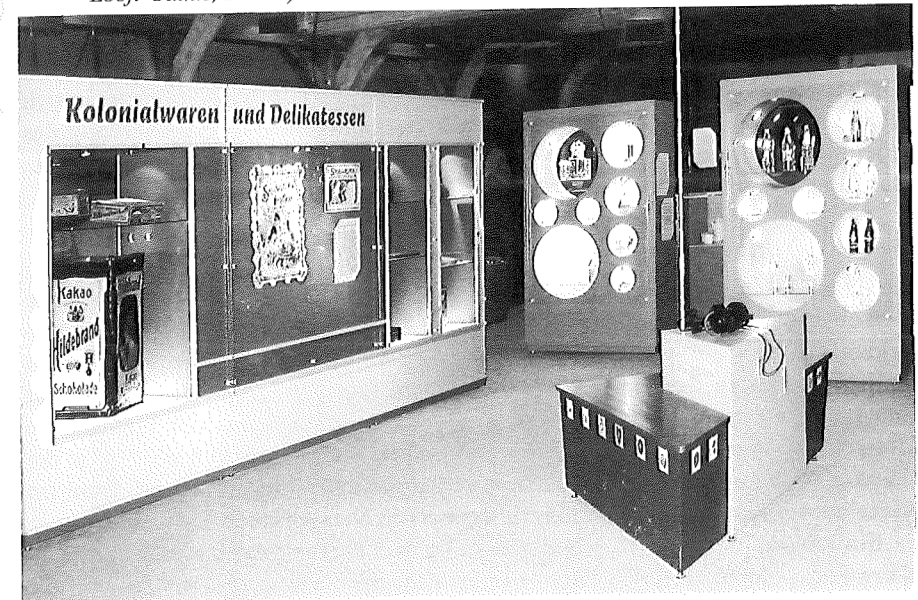
Heute ist Zucker ein preiswertes Genussmittel und ein alltäglicher Bestandteil unserer modernen Nahrung. Doch vor 800 Jahren, als er in Form von kolonialem

¹ Aus „Vom Geist der Kochkunst“ (1823) von Carl Friedrich von Rumohr, zitiert bei: Christa Pieske, Marzipan aus Lübeck. Der süße Gruß einer alten Hansestadt, Lübeck 1977, S. 55.

Abb. 1: Kuratorin Sigune Kussek am Tag der Ausstellungseröffnung neben der Torte mit Ausstellungstitel, angefertigt vom Café Heldt, Eckernförde. (Foto: Guido Kussek)



Abb. 2: Blick in die Mitte des großen Ausstellungsraums; vorne rechts die Hörstation mit Interviews, aufgenommen in den fünf Verbundmuseen. (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)



Rohrzucker nach Europa eingeführt wurde, war er ein äußerst seltenes und begehrtes Luxusgut, das sich nur sehr wenige Auserwählte leisten konnten. Bis ins 18. Jahrhundert blieb das kostbare „weiße Gold“ ein Privileg der wohlhabenden Oberschicht. Erst mit Fortschreiten der Industrialisierung im 19. Jahrhundert und dem Aufschwung der Zuckerrübenindustrie wurde Zucker nach und nach für alle Bevölkerungsschichten erschwinglich. Rohr- und Rübenzucker haben im Zuge ihrer Produktion, ihres Vertriebes und ihrer Weiterverarbeitung in Süßspeisen eine ganze Reihe von weit reichenden wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen angestoßen, die bis in die Gegenwart hinein wirken.

Die Geschichte der süßen Verlockung geht weit zurück und könnte in ihrer Vielfalt und Fülle problemlos mehrere Ausstellungshallen füllen. Den Weg des Zuckers und des süßen Lebens chronologisch vom Anfang bis zum „dicken“ Ende in der Gegenwart zu verfolgen, sprengt jedoch den Rahmen der Ausstellungshäuser des Freilichtmuseums in Molfsee und der folgenden Stationen. Darüber hinaus ist die Geschichte von Zucker und Süßem in mehreren Ausstellungen an anderen Museumsstandorten bereits ausgiebig dargestellt worden. Es erschien daher wenig reizvoll, das inzwischen mehr oder weniger Bekannte erneut zu erzählen. Stattdessen wurde versucht, ungewohnte Perspektiven und neue Sichtweisen aufzuzeigen. Die Ausstellung nähert sich dem Thema aus dem Blickwinkel der kulturwissenschaftlichen Genussmittelforschung und beleuchtet die kulturellen und sozialen Formen von süßem Genuss und Konsum in seinen unterschiedlichen Facetten.

Das überaus umfangreiche Ausstellungsthema und die damit einhergehende mögliche Objektfülle erforderten eine Konzentration auf einige ausgewählte, in sich geschlossene Ausstellungseinheiten. Da auf eine chronologische Darstellung des Süßen bewusst verzichtet wurde, entschieden wir uns für sog. Themeninseln, die unabhängig voneinander entdeckt und erforscht werden können.

Die „Süße Verlockung“ – eine Wanderausstellung

Die Entscheidung für ein Ausstellungskonzept, das auf Themeninseln beruht, hatte noch einen weiteren, nicht zu unterschätzenden Vorteil. Die Ausstellung „Süße Verlockung“ ist im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum als Kooperationsprojekt für den Ausstellungsverbund „Arbeit und Leben“ (vormals: „Arbeit und Leben auf dem Lande“) konzipiert und umgesetzt worden. Das heißt, sie wird nicht nur in Molfsee, sondern bis Januar 2012 in vier weiteren Freilichtmuseen gezeigt: in der Domäne Dahlem Berlin, im Museumsdorf Cloppenburg, im Freilichtmuseum am Kiekeberg und im Freilichtmuseum Hessenpark in Neu-Anspach.

Eine Ausstellung, die als Wanderausstellung entwickelt wird, muss verständlicherweise anderen Anforderungen genügen als eine einmalige Ausstellung, die



Abb. 3: Der Eingang zur Sonderausstellung „Süße Verlockung“ mit übergroßen Lutschern an den Seiten. (Foto: Sigune Kussek)

Abb. 4: Vitrine zur Geschichte des Zuckers. (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)



ausschließlich in den eigenen Räumen gezeigt wird. Die räumlichen Gegebenheiten in den fünf Verbundmuseen sind nicht identisch: Raumgrößen, Raumaufteilung, Deckenhöhen und auch der Zugang zum Ausstellungsbereich unterscheiden sich zum Teil erheblich. Aufgrund der unterschiedlichen Rahmenbedingungen war es bei den vorangegangenen Verbundausstellungen nicht immer möglich, eine Sonderausstellung von dem federführenden Museum ohne Schwierigkeiten und Veränderungen zu übernehmen. Bei der Ausstellung „Süße Verlockung“ beschreitet der Verbund nun erstmals einen neuen Weg, indem nicht nur die Ausstellungsobjekte so gut wie vollständig wandern werden.² Sondern es wird auch zum ersten Mal eine eigens angefertigte Ausstellungsarchitektur (Vitrinen, Stellwände, Text- und Bildstelen sowie Farbkonzept), die für alle Räumlichkeiten der fünf Verbundmuseen kompatibel ist, weitergereicht.³

Die Umsetzung in Themeninseln bietet eine hervorragende Grundlage für den Wiederaufbau der Ausstellung unter den verschiedenen Bedingungen. Die einzelnen Ausstellungsgruppen, die vom Besucher frei aufgesucht werden können, sind auch von den einzelnen Verbundmuseen nach eigenen Vorstellungen, ihren individuellen räumlichen Vorgaben entsprechend, flexibel zu kombinieren. Das bedeutet, dass die „süße“ Ausstellung in jedem der fünf Freilichtmuseen etwas anders aussehen wird, ohne jedoch ihre Inhalte oder Aussagekraft zu verändern.

Die Ausstellung im Haus aus Bergenhusen

Im Vorraum des Ausstellungshauses stimmen zunächst zwei Stelen die eintretenden Besucher mit „süßen“ Sprüchen und mit Bildern von naschenden Menschen atmosphärisch auf das Kommende ein. Im Eingangsbereich des großen Hauptraumes wird der Besucher dann von einer hohen Doppelvitrine empfangen, die einen zweifachen Augenschmaus enthält: auf der einen Seite eine mehrstöckige weiße Torte mit dem Schriftzug „Süße Verlockung“, ein Geschenk des Café Heldt in Eckernförde, und auf der anderen Seite eine Skulptur aus Zucker in der Gestalt zweier Eichhörnchen, angefertigt vom Zuckerbäcker Kanzelmeyer in Tostedt. Ein Arrangement aus

² Bei dieser Verbundausstellung wurde verstärkt darauf geachtet, zum einen den Objektbestand aller fünf Verbundmuseen auszuschöpfen und zum anderen externe Leihgeber zu finden, die ihre Exponate für die gesamte Ausstellungsdauer von 5 Jahren entbehren können.

³ Zur Ausstellungsgestaltung durch Prof. Ludwig Fromm, Tim Albrecht und Dagmar Nordberg vgl. ihren Beitrag „Ausstellungskonzept und Gestaltung“ in: Süße Verlockung. Von Zucker, Schokolade und anderen Genüssen. Begleitband zur gleichnamigen Sonderausstellung im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum, hg. von Hermann Heidrich und Sigune Kussek. Molfsee bei Kiel 2007, S. 204-206.



Abb. 5: Ausstellungseinheit „Model“ innerhalb der Themeninsel „Vielfalt der süßen Produkte“ mit Vitrine und zwei Stelen für Informationen und Bilder: Zum Teil befinden sich auf den Stelen auch weitere Objekte. (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)

verschiedenen Zuckersorten rundet die stimmungsvolle Begrüßung ab und leitet sozusagen zuckersüß in die eigentliche Ausstellung über. Die „Süße Verlockung“ beginnt allerdings nicht erst im Haus aus Bergenhusen: Im Gelände aufgestellte übergroße bunte Lutscher weisen den Besuchern bereits am Torhaus den Weg zur Ausstellung.

Im eigentlichen Ausstellungsbereich präsentiert sich die Welt des Süßen in vier thematischen Hauptgruppen, die eine unterschiedliche Anzahl an Untergruppen aufweisen. Eine kleinere Ausstellungseinheit informiert über die Geschichte von kolonialem Rohr- und einheimischen Rübenzucker sowie über die verschiedenen Zuckersorten und alternativen Süßmittel. Eine weitere Themeninsel zu den „Süßen Modegetränken: Kakao, Kaffee und Tee“ veranschaulicht die Bedeutung des Zuckers für die Entwicklung der europäischen Tisch- und Trinkkultur: Ohne die Einführung des „weißen Goldes“ hätten sich Kakao im 16. und Kaffee und Tee im 17. Jahrhundert in Europa nicht durchsetzen können. Der Siegeszug der drei neuen Heißgetränke zog den Bedarf an neuen, heute noch gebräuchlichen hitzebeständigen Geschirrtypen wie Kannen und Tassen samt Milch- und Zuckertöpfchen nach sich.

Eine dritte und größere Ausstellungsgruppe stellt die historische Vielfalt der süßen Produkte vor. Model und Formen für Pralinen, Schokolade, Bonbons, Speiseeis, Marzipan, Torten und Gebäck stehen exemplarisch für den Reichtum und die enorme Auswahl an süßen Produkten, die es zum Teil schon seit Jahrhunderten gibt. In einem gesondert ausgelegten Buch können interessierte Besucher Details zur Herstellung von Schokolade, Bonbons und anderen Süßwaren nachlesen. Ein nachempfunderer Meistertisch eines Konditors aus dem Jahr 1963 weckt nicht nur süße Gelüste, sondern erinnert auch daran, dass das „weiße Gold“ neue Berufe wie den Zuckerbäcker oder den Konditor hervorgebracht hat. Mit dem Nachbau des Verkaufswagens des Speiseeisverkäufers Hugo Trappiel aus Harburg, den er direkt nach Kriegsende selbst angefertigt hat, wird eine reale Person aus dem Bereich der Süßwarenproduktion der Nachkriegszeit lebendig.

Die vierte und größte Themeninsel widmet sich den verschiedenen Formen der Vermarktung von Zucker und Süßwaren. Um 1900 hatte der Zucker seinen elitären Charakter als Luxusgut der Reichen verloren und sich als gewöhnliches Nahrungsmittel etabliert. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die Menschen schließlich zunehmend von den Produkten und ihrer Werbung durch die Süßwarenindustrie überrollt. Die Bedeutung von Reklame nahm stetig zu, da immer mehr Markenartikel das Warenangebot bereicherten und die wachsende Produktvielfalt vom Verbraucher kaum noch zu überschauen war. Einprägsame Produktnamen wie „Coca-Cola“, „Kaba“ oder „Milka“ und unverwechselbare Schriftzüge, wie z. B. von „Stollwerck“,



Abb. 6: Ein Kiosk im Stil der 1950er Jahre. (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)

sicherten den Süßwarenproduzenten einen Konkurrenzvorsprung. Einer der ersten Hersteller, der sein Markenprodukt schließlich mit einer Werbefigur verknüpfte, war die Schokoladenfirma Sarotti. Ihre Packungen zierte seit 1918 der „Sarotti-Mohr“, der 1920 seine bis 2004 unveränderte Erscheinungsform erhielt. Der Mohr begegnet den Besuchern an mehreren Stellen in der Ausstellung. Ebenfalls nicht zu übersehen ist eine weitere, heute noch sehr bekannte Werbefigur: die lila Milka-Kuh, die allerdings „erst“ 34 Jahre alt ist.

In der Ausstellung sind außerdem Werbeplakate, Schilder und Reklamemarken zu sehen. In einem nachempfundenen kleinen Kino läuft die „Süße Rolle“, Werbefilme aus den Jahren 1926 bis 1993. Süßigkeitenautomaten, das süße Angebot eines Feinkostladens der Jahrhundertwende sowie eines Kiosks aus den 1950er Jahren machen die süßen Sehnsüchte vergangener Generationen wieder lebendig. Sie dokumentieren darüber hinaus beispielhaft einige Orte, an denen Süßigkeiten heute noch verkauft werden.

Historische Süßigkeiten können leider nicht mehr ausgestellt werden, die Naschkatzen und der Zahn der Zeit haben nichts für uns übrig gelassen. Erhalten blieben aber ihre Verpackungen, die in der Ausstellung mit prachtvollen und schlichteren Pralinen-, Marzipan- und Schokoladenschachteln, bunten Bonbon- und Kakaodosen in allen Größen, Schultüten und Limonadenflaschen die süße Angebotspalette des 20. Jahrhunderts verführerisch aufreihen.

Die Ausstellung lebt in erster Linie von den Vitrinen mit den Exponaten, die vom süßen Leben des ausgehenden 18. Jahrhunderts bis in das Jahr 2007 Zeugnis ablegen. Hierunter sind zum einen außergewöhnliche und seltene Objekte, wie beispielsweise eine abspielbare Schokoladen-Schallplatte aus dem Jahr 1903 oder eine Pralinen-schachtel in Form eines Pianos mit funktionierender Spieluhr, zum anderen aber auch ganz alltägliche wie Zuckerverpackungen und Kaffeebecher aus Emaille zu entdecken. Die beigeestellten Stelen enthalten zusätzliche Bilder und erläuternde Texte und vermitteln dem Besucher weiterführende Informationen zu den einzelnen Ausstellungsgruppen; teilweise finden sich auf ihnen auch weitere Exponate.

Die Ausstellungsexponate und -texte werden durch verschiedene Multimedia- und interaktive Stationen ergänzt, die die Sinne – Sehen, Hören, Riechen – ansprechen und einen spielerischen Zugang zur Ausstellungsthematik ermöglichen. Neben der bereits erwähnten Filmstation mit den historischen Werbefilmen zeigt der Kurzfilm „Süße Kinderträume“ die zahlreichen süßen Verlockungen, die auf dem Weg eines Kindes durch moderne Supermärkte und Süßwarenläden lauern. Diese durchlaufende Film-Schleife ist in eine Inszenierung integriert, die ein altes Kinderbuch zum Leben erweckt: Im hinteren, kleineren Raum des Ausstellungshauses sind Szenen aus dem „Zuckertütenbaum“ von Albert Sixtus aus den 1920er Jahren in



Abb. 7: Ausstellungseinheit „Luxusschachteln“. In den Schüben der Vitrine liegen originale, von Künstlern entworfene Musterblätter für Süßigkeitenverpackungen der Kartonagenfabrik Armbruster aus der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts (Leihgabe Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen, Volkskundliche Sammlung). An den Seiten sind nachgebaute Pralinen-schachteln von Armbruster zu sehen. (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)



Abb. 8: Schallplatte aus Schokolade mit Originalverpackung von 1903; sie war auf einem Mini-Phonographen abspielbar (Leihgabe Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv, Köln). (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)

übergroßen, liebevoll gemalten Bildern atmosphärisch nachempfinden. Die Geschichte erzählt von Zwergen, die einen Zuckertütenbaum pflanzen, hegen und bewachen, damit jedes Kind zur Einschulung eine gefüllte Schultüte erhalten kann.

In einer weiteren Filmstation erzählen Kindergartenkinder in kurzen Sequenzen, welche Süßigkeiten sie besonders gerne mögen oder was ihnen überhaupt nicht schmeckt. Wie stark Kindheitserinnerungen von Süßigkeiten geprägt sein können, erfährt der Besucher in der Hörstation der Ausstellung. Personen zwischen 14 und 83 Jahren berichten hier zum Teil sehr anschaulich von ihren Naschgewohnheiten und was sie als Kind am liebsten mochten bzw. an welche besonderen „Süßerlebnisse“ sie sich erinnern.

Eine Geruchsstation lädt zum Schnuppern und Erraten süßer Düfte ein. Eine abgetrennte Vorlese- und Spielecke, die mehrere Bilderbücher und ein buntes Memoryspiel mit süßen Motiven enthält, ist für die kleinen Besucher reserviert. Das Ratespiel „Wie viele Zuckerwürfel sind hier drin?“ verrät großen und kleinen Besuchern die zum Teil erschreckend hohe Anzahl an Zuckerstücken, die in Limonaden, Schokolade, Gummibärchen und anderen Süßwaren schlummert, die sich aber auch in vermeintlich un süßen Lebensmitteln wie Ketchup versteckt.

Das Zuckerwürfel-Ratespiel und auch der nicht sofort sichtbare Zahnarztstuhl, umgeben von beeindruckenden Mengen von Süßigkeitenverpackungsmüll, sollen ohne erhobenen Zeigefinger auf die Gefahren von zu viel Zuckerkonsum hinweisen. Die Ausstellung entführt zwar in eine bunte, schöne und sinnliche Welt der süßen Verlockungen, sie verschweigt aber auch nicht ihre Schattenseiten. Dass der Genuss von zu viel Zucker, Schokolade und anderen Süßigkeiten ungesund ist, weiß heute jeder. Die Zeiten, als Zucker und Schokolade als gesund, besonders nahrhaft und Energie spendend von den Konsumenten fast ausschließlich positiv wahrgenommen wurden, sind spätestens seit den 1970er Jahren vorbei. Wie sehr sich die Bewertung von Zucker und Süßigkeiten im Verlauf des 20. Jahrhunderts verändert hat, spiegeln die Exponate zum Thema süße Werbung deutlich wider. Dass Zucker an sich nichts Schlechtes, sondern im Gegenteil die Grundlage jeden Lebens ist, daran erinnert die Formel von der Photosynthese, die an der Wand zum kleinen Ausstellungsraum angebracht ist. Der Wandel des Zuckers vom Heilmittel und kostbaren Genussmittel zum billigen und verpönten Dickmacher wird in der Ausstellung an mehreren Stellen thematisiert. Der moderne Mensch hat hoffentlich gelernt, mit Verstand das süße Leben zu genießen, daher scheuen sich die Ausstellungsmacher auch nicht, „echte“ Kaugummi-Automaten im Haus aus Bergenhusen aufzustellen, damit das Schmecken von „süß“ – falls gewünscht – ebenfalls möglich ist.



Abb. 9: Die letzte Station der nachgemalten Geschichte vom „Zuckertütenbaum“ von Albert Sixtus aus den 1920er Jahren im hinteren Ausstellungsraum (Malerei: Kirsten und Alisa Lehnhaus). (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)



Abb.10: Die Klappen des Ratespiels können geöffnet werden, so dass man dahinter die entsprechende Anzahl Zuckerwürfel sieht. (Foto: Ulrike Looft-Gaude, SHFM)

Sonstiges

Als museumspädagogisches Begleitprogramm für Jung und Alt stehen zwei Ratespiele zur Verfügung, ein „Rätsel für kleine Naschkatzen“ und eine „Zuckerstübe Entdeckungstour“. Außerdem ist ein gleichnamiger Ausstellungskatalog mit 21 wissenschaftlichen Beiträgen, vielen Bildern und „Geständnissen“ Prominenter zum eigenen Süßigkeitenkonsum erschienen.

Die Sonderausstellung ist noch vom 1. November bis 30. Dezember jeden Sonntag von 11 Uhr bis 16 Uhr im Haus aus Bergenhusen im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum in Molfsee zu sehen.

Die weiteren Termine der „Süßen Verlockung“ in den Museen des Ausstellungsverbundes:

- Freilichtmuseum Domäne Dahlem, Berlin: Januar 2008 - Dezember 2008
- Museumsdorf Cloppenburg: Februar 2009 - Januar 2010
- Stiftung Freilichtmuseum am Kiekeberg, Rosengarten-Ehestorf: Februar 2010 - Februar 2011 .
- Freilichtmuseum Hessenpark, Neu-Anspach: März 2011 - Januar 2012

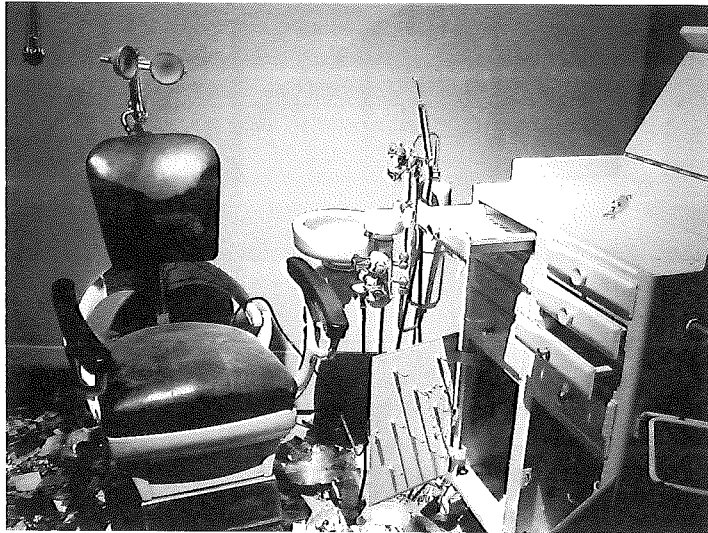


Abb. 11: Der verborgen inszenierte Zahnarztstuhl, auf dem Boden Verpackungsmüll von Süßigkeiten. (Foto: Thomas Schürmann)



Abb. 12: Moderne Kaugummi-Automaten, der linke mit „echten“, noch essbaren Kaugummis. (Foto: Thomas Schürmann)

Kinder ins Museum!

Förde – Ostsee – Ozean: KAPITÄNE.

Eine Ausstellung für Kinder im Flensburger Schiffahrtsmuseum
14. Juli 2007 bis 6. Januar 2008

Thomas Overdick

Seit dem 14. Juli 2007 rappelt es gehörig im Flensburger Schiffahrtsmuseum. Da ziehen sich auf einmal kleine (und manchmal auch große) Besucher Uniformjacken an und Mützen auf, kleben sich einen Bart an und haben auch mal eine Pfeife in der Hand. Manche flüstern sich etwas zu und versuchen Zeichen und Zahlen zu entziffern. Andere funken sich an einer großen Weltkarte Längs- und Breitengrade zu oder greifen einfach zum Sprachrohr. „60° nördliche Breite, 30° westliche Länge – wo bin ich?!?“ Im Wellenbecken wird ein Orkan vom Zaum gelassen, während andere mit der Lupe geheimnisvolle Zeichen auf der Seekarte der Flensburger Förde suchen – und finden. „Oh je, das ist ja gar nicht so einfach, in den Hafen zu kommen.“ Auf dem Zwischendeck werden Bilder mit einem überdimensionalen Würfelpuzzle zusammengesetzt. „Oh, schau mal, so viele Knöpfe! So sieht es also heute auf einer Brücke aus.“ – „Und so sah es vor 100 Jahren auf einer Brücke aus ...“ Ein Kompass weist die Richtung: Norden, Süden, Westen, Osten! Da werden Hände in geheimnisvoll aussehende Kästen gesteckt und Bügeleisen und Turnschuh entdeckt. „Aber was hat das hier im Schiffahrtsmuseum zu suchen?!“ Staunen und Ahas, während die Kieler Knurrhähne ihre Lieder schmettern. Und angesichts der gut frequentierten Bücherecke fühlt man sich als altmodischer Beobachter auch wieder etwas beruhigter, da sich Kinder wider des allgemeinen Kulturpessimismus von einem guten Buch offensichtlich immer noch fesseln lassen. Willkommen in der neu eröffneten Kinderausstellung „Förde – Ostsee – Ozean: KAPITÄNE“!

Die Ausstellung zeigt, dass ein Museumsbesuch auch für Kinder keine lästige Pflicht oder gar langweilige Qual sein muss. Ganz im Gegenteil. Ausstellungen dürfen durchaus Spaß machen – und Spaß bedeutet noch lange nicht inhaltloses Spektakel. „Förde – Ostsee – Ozean“ gelingt das Kunststück, auf spielerische Weise in die komplexe Welt der Seefahrt einzuführen. Festgemacht sind die einzelnen Themen an der Person des Kapitäns, also dem Mann, der an Bord sprichwörtlich den Hut auf hat und die Verantwortung trägt. Wie wird man Kapitän? Was muss man können, was wissen? Was machen Kapitäne in ihrer Freizeit an Bord? Haben sie überhaupt freie Zeit? Wie sieht ein Kapitän eigentlich aus? Hat er wirklich immer einen Bart und raucht Pfeife? Antworten auf diese Fragen halten sieben, eigens für



Abb. 1: Verkleiden an der Station „Wie sieht ein Kapitän aus und was muss er können?“ (Foto: Eva Stankowski)



Abb. 2: Würfelpuzzle und Blick in die Ferne an der Station „Wo arbeitet ein Kapitän?“ (Foto: Eva Stankowski)

Kinder entwickelte Stationen parat, die zum Anfassen, Hören, Schauen, Ausprobieren, Entdecken, Mitmachen und Mitdenken einladen. Die einzelnen Stationen sind in die bestehende Dauerausstellung integriert, um auf interaktive Weise ganz neue Zugänge zu den originalen Exponaten in den Vitrinen zu eröffnen. Es ist eben etwas anderes, einen Kompass einmal in die Hand zu nehmen und sich mit ihm im Raum zu bewegen, als bloß den zweihundertfünfzig Jahre alten Kompass in der Vitrine zu bestaunen. Beide Erfahrungsebenen haben ihren Sinn und ihre Berechtigung im Museum und ergänzen sich gegenseitig. Zusammen bilden sie eine Einheit, die deutlich mehr als die Summe ihrer Teile bietet.

Die Erkenntnis, dass Verstehen ein Prozess ist, an dem alle Sinne beteiligt sind, ist nicht neu. Mit ihrer Kombination von Gegenständen, Bildern, Geräuschen, Texten, Filmen und manchmal auch Gerüchen ist die museale Ausstellung im Grunde das einzige Medium, das sich im eigentlichen Sinne als „multimedial“ bezeichnen lässt. Die Gründer des weltweit ersten Kindermuseums in New York haben dies bereits 1899 erkannt. In Deutschland sollte es bis 1972 dauern, bis das Historische Museum Frankfurt ein eigenes Kindermuseum eröffnete. Seitdem hat sich viel in der Museumsszene getan, auch wenn die meisten Vorbilder nach wie vor in den USA sowie in England und Skandinavien zu finden sind. Während hierzulande zwar die naturwissenschaftlichen Science Center boomen (bestes Beispiel ist der anhaltende Erfolg der Flensburger Phänomenta), so tun sich die klassisch kulturhistorischen Museen nach wie vor schwer, frischen Wind und Bewegung im Inneren ihrer ehrwürdigen Mauern zuzulassen.

Ein wenig Schützenhilfe gibt es nun zum Glück vom Kieler Kinderkulturbüro, dem wir auch die Kapitän-Ausstellung „Förde – Ostsee – Ozean“ verdanken. Der 2005 gegründete Verein von Kulturwissenschaftlerinnen, Kulturschaffenden und Pädagoginnen hat sich auf die Fahnen geschrieben, mit kultureller Bildung Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung zu fördern und zu stärken. Ihr Hauptbetätigungsfeld ist die Entwicklung von interaktiven Ausstellungsprojekten für Kinder, die von Filmvorführungen, Tanz- oder Theaterprojekten, Musikworkshops und Lesungen begleitet werden. Die Kapitän-Ausstellung wurde 2006 als Wanderausstellung für das Kieler Schiffahrtsmuseum entwickelt und nun in enger Abstimmung für das Flensburger Schiffahrtsmuseum überarbeitet und erweitert. Das Projekt zeigt sehr schön, dass das Moment der Interaktivität nicht nur in der Ausstellungspräsentation steckt, sondern bereits in der Erarbeitung der einzelnen Ausstellungskapitel. „Förde – Ostsee – Ozean“ ist nicht nur eine Ausstellung *für* Kinder, sondern in Teilen auch eine Ausstellung *von* Kindern. Ein eindrucksvolles Beispiel sind die Filminterviews, die Kieler Schülerinnen und Schüler im Rahmen der Ausstellungsvorbereitung mit Kapitänen geführt und filmtechnisch bearbeitet haben. Der fertige



Abb. 4: Bügeleisen und Turnschuh an der Station „Was macht ein Kapitän in seiner Freizeit?“ (Foto: Eva Stankowski)

Film bildet nun eine eigene Station der Ausstellung. Im Rahmen eines Kinderferien-Programms des Flensburger Schifffahrtsmuseums wurde zudem im Oktober eine Fortsetzung des Films gedreht. Sechs Flensburger Kinder im Alter zwischen 10 und 12 Jahren haben mithilfe von Mikrofon und Kamera drei Flensburger Kapitäne interviewt. Der Film entstand in Zusammenarbeit mit dem Offenen Kanal Flensburg. Nach seiner Erstausrahlung am 3. November auf dem Offenen Kanal Flensburg wird er fester Bestandteil der Ausstellung.

Insgesamt zeigt die Ausstellung „Förde – Ostsee – Ozean“, dass so genannte Hands-on-Exponate keinesfalls den Untergang des abendländischen Museums bedeuten, sondern dass vielmehr beim Anfassen und Mitmachen auch sehr schnell der Kopf eingeschaltet wird. Verstehen und Begreifen hängen halt nicht nur sinnge-mäß zusammen. Dass das interaktive Prinzip der Kinderausstellung daher nicht nur Kinder anspricht, versteht sich von selbst. Wer also einen kleinen Vorgeschmack darauf bekommen will, welchen Kurs das Flensburger Schifffahrtsmuseum für seine geplante Erweiterung und Neugestaltung gesetzt hat, sollte sich die Kapitäns-Ausstellung unbedingt einmal anschauen. „Förde – Ostsee – Ozean“ – eine Ausstellung nicht nur für Kinder ... (noch bis zum 6. Januar 2008 im Flensburger Schifffahrts-museum).

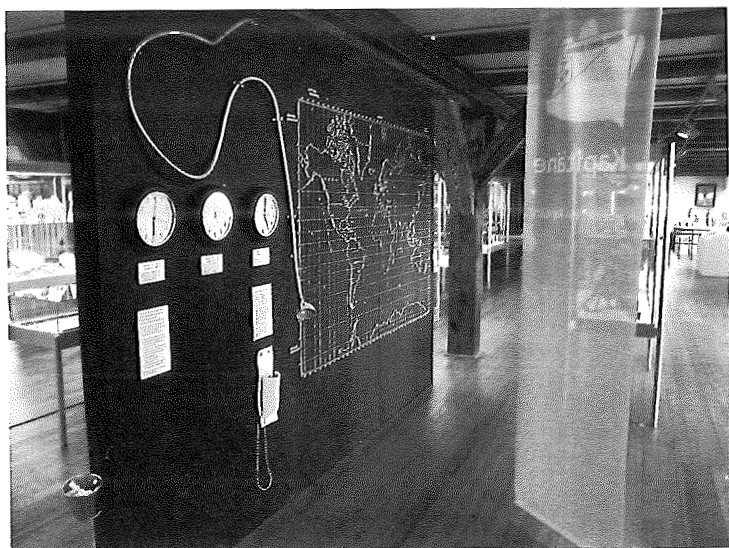


Abb. 4: Weltkarte und Zeitzonen an der Station „Wo arbeitet ein Kapitän?“
(Foto: Eva Stankowski)

Schriftenreihe der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Die Schriften der GVSH sind über den Buchhandel zu beziehen. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Band 1: Strukturwandel auf dem Land. Beiträge der Herbsttagung 1994 der GVSH. 90 S. ISBN 3-928326-09-0. 1995. 15,80 €.

Band 2: Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. Mit einer Einf. v. Doris Tillmann. 93 S. mit 43 Abb. ISBN 3-928326-17-1. 1997. 10,80 €.

Band 3: Gebaute Welten. Beiträge der Herbsttagung 1996 der GVSH. 106 S. mit 31 Abb. ISBN 3-928326-18-x. 1997. 15,80 €.

Band 4: Maritime Volkskultur. Beiträge der Herbsttagung 1997 der GVSH. 132 S. mit 48 Abb. ISBN 3-928326-19-8. 1999. 15,80 €.

Band 5: Heimat versus Region? Beiträge der Herbsttagung 1999 der GVSH. 85 S. mit 18 Abb. ISBN 3-928326-34-1. 2001. 15,80 €.

Band 6: Reinhard Goltz / Nils Hansen / Stefanie Hose: Maritime Bibliographie Schleswig-Holsteins. 197 S. ISBN 3-928326-36-8. 2002. 25,80 €.

Band 7: Carsten Sobik: Eine Gemeindegate aus Dahmsdorf im Kreis Stormarn. Die Entwicklung vom Wohnhaus zum Museumsobjekt. 142 S. ISBN 3-8334-3900-9. 2005. 17,80 €.

Buchbesprechungen

Ignacio Aldecoa: *Gran Sol*. Hamburg (marebuchverlag) 2007, 299 S.

„Nie dasselbe Kielwasser, nie dieselbe Furche. Das Kielwasser ist gelebte, auch ausradierte Zeit. Das Meer kennt keine Wege, hinterlässt keine Spuren.“ – Ignacio Aldecoa beschreibt in seinem Roman den Alltag während einer Fangfahrt von dreizehn kantabrischen Fischern zu der Fischbank Gran Sol westlich von Irland. Ein Roman nimmt sich einer besonderen Form des Alltagslebens an, das geprägt ist von der Enge an Bord, der Unausweichlichkeit der Kollegen, der Abwesenheit und Sehnsucht nach der Familie, den Frauen und Freunden, der Ungewissheit des Fanges und nicht zuletzt von der Abhängigkeit von Wetter und Meer. Die Männer streiten sich, fluchen, langweilen sich oder schufteten bis zum Umfallen, haben Sehnsucht nach Zuhause, verfluchen ihren Beruf und das Essen – sie bilden eine Zwangsgemeinschaft, in der letztlich jeder allein ist.

Das Bemerkenswerte an diesem Roman ist die genaue Beschreibung des Zusammenlebens in der Arbeitssituation in einer weitgehend sehr klaren, präzisen Sprache, die dennoch sehr sprechende Bilder hervorzaubert: „Auf jeder Fahrt gibt es eine Ernte. Während der ganzen Reise wackelt sie in der Phantasie des Seemanns aufgebracht mit dem Schwanz, bis sie sich, sobald der Hafen in Sicht kommt, durch die Speigatts und Spülpforten ins Meer verkrümelte, wenn zur Ankunft aufgeräumt wird. Jede Fahrt hat ihre Ernte. Fröhlich oder traurig, immer beängstigend.“

Neben dem Leben an Bord setzt sich Aldecoa mit den einzelnen Arbeitsschritten und Techniken der Fischerei auseinander; diese Passagen zeugen von einem fundierten Fachwissen, und Aldecoa zeigt so dem Leser eine Arbeitswelt, die ansonsten für Außenstehende eher unsichtbar, auf einem Schiff, weit weg vom Ufer, bleibt. Die Fischerei birgt immer etwas Geheimnisvolles, weil sie fast nie unter den Augen von Zuschauern geschieht. Hier aber darf der Leser dabei sein, und die Schilderungen vermitteln nicht nur die technischen Abläufe, sondern lassen einen die Nässe und Kälte spüren, die Schmerzen in den Händen, das Geglitsche auf dem schleimigen Deck und die Mischung aus Fisch und Meerwasser riechen: „Die Arbeit an Deck bei Regen und bewegter See erschöpfte die Männer. Allein auf den Beinen zu bleiben, die Stöße abzufangen, das Gleichgewicht zu wahren war schon Arbeit. ... Wasser schwappte über das Schanzkleid, schleifte im Rücksog Kabeljauköpfe mit und verstopfte die Speigatts mit Abfällen. José Afá konnte sich mit den Händen voller Blut und Schuppen nicht die Nase putzen und schniefte lautstark wie ein Kind.“

Dass es sich bei aller Detailgenauigkeit nicht um eine Reportage, sondern einen Roman handelt, zeigt spätestens das dramatische Ende.

Beachtlich ist nicht nur, dass Aldecoa über das Fachwissen und -vokabular der Hochseefischer verfügt, sondern auch, dass er überhaupt diese Menschen einer unteren sozialen Schicht zu seinen Protagonisten macht. Immerhin erschien „Gran Sol“ erstmals 1957, also lange bevor die Lebensgeschichten so genannter „kleiner“ Leute auf ein größeres, öffentliches Interesse stießen. Aldecoa nahm sich in seinen Romanen der Menschen an, deren Alltag und Arbeitswelt als nicht aufzeichnungswürdig galt. In seinem kurzen Leben von 1925 bis 1968 verfasste Ignacio Aldecoa vier Romane, deren „Helden“ neben Fischern Landgendarmen und Zigeuner waren. Es waren immer die „Menschen ohne Geschichte“, die ihn interessierten und um derenwillen er seine Bücher schrieb. „Gran Sol“ widmete er „den Männern, die dem Fisch zwischen dem 48. und 56. Grad nördlicher Breite und dem 6. und 14. Grad westlicher Länge nachsetzten – auf dem Meer der Gran Sol.“

Der Roman wurde mit dem Kritikerpreis Premio de la Crítica ausgezeichnet, der in Spanien als höchste literarische Anerkennung gilt.

Erst jetzt, fünfzig Jahre nach der spanischen Originalausgabe, wurde „Gran Sol“ ins Deutsche übersetzt und vom mare-Verlag publiziert. Dankenswerterweise räumte der Verlag dem Übersetzer, Willi Zurbrügge, einige Seiten ein, auf denen er seinen Zugang zu dem Roman, seine Schwierigkeiten vor allem mit dem Fachvokabular, dass in keinem Wörterbuch zu finden ist, und seine Recherchen beschreibt. Dieses kleine Zusatz-Bonbon am Ende des Buches ist noch einmal höchst aufschlussreich und spannend.

Stefanie Janssen

Martin Becker, Gert Kaster, Peter Dragsbo, Wilfried Janssen: *Kulturlandschaft Flensburger Förde. Kulturlandschaft Flensborg Fjord* (= Schriftenreihe Kulturlandschaften des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes). Neumünster (Wachholtz Verlag) 2006, 247 S., ca. 500 s/w u. farb. Abb.

Seit 1999 gibt der Schleswig-Holsteinische Heimatbund unter Beteiligung verschiedener Mitherausgeber im Wachholtz Verlag eine Reihe über schleswig-holsteinische Kulturlandschaften heraus, hier in Zusammenarbeit mit dem Heimatverein der Landschaft Angeln e.V. sowie dem Museum Sønderjylland – Kulturhistorie Sønderborg. Hauptautoren sind die Architekten Martin Becker und Gert Kaster, die

bereits Verfasser der vorhergehenden Bände waren. Der vorliegende Band hat es sich zum Ziel gesetzt, weiträumig das Gebiet um die Flensburger Förde in seiner kulturregionalen Bedeutung zu erfassen und darzustellen und dabei den Besonderheiten dieses deutsch-dänischen Grenzgebietes und der wechselseitigen Beeinflussung der Kulturen Rechnung zu tragen.

Seinem Thema angemessen, ist das Buch konsequent zweisprachig gehalten. Der mit über 500 Abbildungen reich bebilderte Band gibt dem Leser zunächst in drei Kapiteln eine überblicksartige Darstellung der Region. Die Autoren verdeutlichen ihr Verständnis des Begriffs „Kulturlandschaft“, umreißen die Grenzen des betrachteten Gebiets und begründen ihre Orientierung an den Kirchspielgrenzen. In ihrer Beschreibung der Kulturlandschaft geht es den Autoren vor allem um Merkmale, die Gemeinsamkeiten dieser Region verdeutlichen, wenn auch trennende Besonderheiten nicht außer Acht gelassen werden. Die Beschreibung befasst sich in knapper Form mit den Themen Geographie und Geologie, Siedlungen, Hausformen, Architektur und Baustoffe, Ziegeleien, Wege und Straßen, Fähren und Brücken, Eisenbahnen, Fördeschiffahrt, Denkmäler und Gedenksteine sowie der Künstlerkolonie Ekensund und dem Einfluss all dieser Faktoren auf die Region. Das folgende Kapitel behandelt die wechselvolle Geschichte der deutsch-dänischen Grenze und der dritte Teil informiert über ausgewählte Flächen der Stiftung Naturschutz Schleswig-Holstein, so genannte Stiftungsländer. Anhand einiger dieser Stiftungsländer sollen die Vielfalt der regionalen Naturräume repräsentativ vorgestellt werden sowie die Ziele der Stiftung, wie zum Beispiel extensive Nutzung von Flächen und die Bereitstellung eines Vermittlungsangebotes durch Naturpfade, verdeutlicht werden.

Das Kernstück des Bandes bilden die nun folgenden 53 Ortsbeschreibungen, wobei das Buch dem Verlauf der Förde von Nordosten nach Südwesten folgt. Die Informationen zu den einzelnen Orten orientieren sich an den im ersten Teil des Buches vorgestellten Kategorien mit den Schwerpunkten Architektur und Landschaft. Aber auch die erstmalige urkundliche Erwähnung eines Ortsnamens und seine Bedeutung, archäologische Besonderheiten, Gewerbe, Ortsgeschichte und Museen finden Eingang in die Beschreibung. Bei den Städten wird der Leser mit auf einen ausführlichen Stadtrundgang genommen.

Ergänzend finden sich drei Gebietskarten sowie ein Quellenverzeichnis mit einer nützlichen Auswahl zu den Themen, gegliedert in Literatur sowie Chronik, Kurzbeschreibungen und Gutachten. Da das Buch ohne Anmerkungen auskommt, ist leider keine direkte Zuordnung der Quellen zu einzelnen Textabschnitten möglich. Insgesamt ist das Buch für landeskundlich interessierte Laien sowie für Touristen von Interesse, die offenbar auch eine Zielgruppe darstellen, da malerische Elemente

der Region oft betont werden. Es kann aber als kompakte Zusammenstellung auch für wissenschaftliche Arbeiten von Nutzen sein. Die einleitenden Kapitel geben einen recht guten Überblick, gehen aber kaum in die Tiefe und behandeln einige für die kulturlandschaftliche Prägung wichtige Bereiche, wie landwirtschaftliche Kulturtechniken, nur ganz am Rande. Der Blick der Architekten ist der Auswahl der Inhalte anzumerken; auch bleiben geschichtliche Zusammenhänge aufgrund der stark verkürzten Darstellungsweise stellenweise unklar. Jedoch geben die Autoren vielfältige Informationen zu deutsch-dänischen Projekten und haben eine große Spannweite an Ortsbeschreibungen zusammengetragen und erstellt, womit sie einen detaillierten Einblick in die Kulturlandschaft Flensburger Förde erlauben, der bei der Fülle der Ortsbeschreibungen notwendigerweise lückenhaft bleiben muss. Nicht zuletzt vermitteln die zahlreichen Abbildungen einen lebendigen Eindruck der Region.

Ulrike Dollenberg

Ludwig M. Eichinger und Friedhelm Debus unter Mitarbeit von Albrecht Plewnia (Hg.): Maritime Kultur und regionale Identitäten – Der südliche Ostseeraum. Vorträge eines Rundgesprächs der Deutschen Forschungsgemeinschaft unter Beteiligung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz vom 8. bis 10. Februar 2001 (= Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jg. 2006, 6). Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2006, 234 S., zahlr. s/w Abb.

In dem von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz herausgegebenen Sammelband finden sich die Schriftfassungen der Vorträge eines Kolloquiums, das 2001 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel stattfand. Das Thema des Rundgesprächs steht den Herausgebern zufolge in einem sich gegenwärtig interdisziplinär etablierenden Diskurszusammenhang, der versucht, „die Genese und das Funktionieren kultureller Identitäten im Spannungsfeld von Regionalität und regionalem Bewusstsein einerseits und kultureller Großkontexte grenzüberschreitender Räume andererseits“ (S. 5) nachzuvollziehen. Die Veranstaltung befasste sich mit dem durch die südliche Ostsee und ihren direkten Anrainern konstituierten geographischen, kulturellen und identitären Raum. Der Bereich schien für den geplanten Versuch besonders geeignet, da sich hier „die verschiedenen Bedingungs Ebenen für die Etablierung großregionaler Identitäten in bemerkenswerter Form verschränken, mit dem Meer als gemeinsamem Ausgangs- und Bezugs-

punkt, mit einer auf vielfältige Weise verzahnten gemeinsamen Geschichte sowie einer übergreifenden Symbol- und Erinnerungswelt“ (S. 5).

Dem Vorwort der Herausgeber, das einen guten Überblick über den Entstehungskontext des Bandes gibt, schließen sich vierzehn Aufsätze verteilt auf vier Themenkreise an. Die Aufsätze des ersten Abschnitts („Der Raum“) beschäftigen sich mit der Definierung des Raumes und argumentieren dabei aus sprachwissenschaftlicher (Ludwig M. Eichinger), geographischer (Jürgen Newig), kunsthistorischer (Lars Olof Larsson) sowie volkswissenschaftlich-ethnologischer (Niklas Huldén) Perspektive. Der so definierte Raum südliche Ostsee wird im zweiten Themenkreis – „Die Sprachlandschaft“ – als ein sprachsoziologisch und kommunikationshistorisch interessantes Gebiet skizziert. Klaus J. Mattheier stellt in seinem Aufsatz auf den südlichen Ostseeraum bezogene Aspekte einer transnationalen Sprachgeschichte der Neuzeit dar. Ausgehend von der modernen Soziolinguistik, fordert er einen konsequent kommunikationsgeschichtlichen Ansatz (ausdrücklich getrennt vom Muttersprachenkonzept), mit dem „die geschichtsmächtigen Kommunikationskreise dieses Raumes und ihre historische Verflechtung“ (S. 85) untersucht werden sollen. Das problematische Verhältnis von Fachsprachen und Region beleuchtet Dieter Möhn. Bezogen auf die Beschäftigung mit der Beschaffenheit der maritimen Region südlicher Ostseeraum betont er in seinem Beitrag die Relevanz der Berücksichtigung sprachlicher Konsequenzen der Arbeitsteilung in ihren kommunikativen Ausprägungen. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht nähert sich Andreas Önerfors der Kommunikationsstruktur des Ostseeraumes und wählt dabei als Zeitrahmen die frühe Neuzeit. In seinen Auslegungen zeigt er Forschungsperspektiven auf, die die mündliche und schriftliche Kommunikation sowie deren materielle und sprachliche Voraussetzungen berücksichtigen. Zudem umreißt er mögliche ostseespezifische Faktoren der Kommunikation, wie beispielsweise die in Reiseberichten zu findenden Reflexionen zum physischen Transport über die Ostsee, an welchen sich ihm zufolge ostseespezifische Wahrnehmungsmuster ablesen lassen.

Unter dem dritten Themenstichwort („Der maritime Interaktionsraum“) findet sich Reinhard Goltz' Darstellung des südlichen Ostseeraumes als einem Gefüge von aufeinander bezogenen Häfen, dessen Lebenswelten er sich linguistisch anzunähern versucht. Dabei streift er stadtsoziologische Ansätze und skizziert Überlegungen zu einem analytischen Umgang mit urbanen maritimen Zentren. Vom DFG-Projekt „Kommunikationsraum Werft“ und der damit verbundenen empirischen Arbeit auf der Howaldtswerke Deutsche Werft AG in Kiel berichtet Klaus Geyer. Abschließend resümiert er zu der eingangs von ihm formulierten Frage, ob das Verhältnis zwischen der objektiven Bedeutung des Schiffbaus und der Einschätzung dieser Bedeutung durch interessierte Laien aus der Region mit dem Konzept des *cultural*

lag (kulturelle Phasenverschiebung) beschrieben werden kann: „Auch wenn der Schiffbau in den letzten Jahrzehnten stark an Bedeutung verloren hat, so ist er doch weiterhin mit seinen Anlagen und prestigeträchtigen Produkten deutlich wahrnehmbar. Für das Beispiel der Stadt Kiel bedeutet dies, dass die Werft(en) mit ihren Schiffen vor dem Hintergrund weiterer maritimer Phänomene wie Hafen, Fährverkehr, Marine und in gewissem Umfang Fischerei sowie zentral städtisch bzw. stadtnah gelegenen Wassersportanlagen und Stränden äußerst attraktive Identifikationsobjekte für eine städtisch-industrielle Küstenidentität darstellen“ (S. 153).

Stefanie Janssen beschäftigt sich mit der traditionellen nicht-städtischen maritimen Arbeits- und Lebenswelt der Ostseeküstenfischer aus volkswissenschaftlicher Sicht. Einhergehend mit dem stetigen Rückgang des realen Phänomens Fischerei, so stellt sie fest, lässt sich ein Anstieg der Bemühungen um Rückgriffe auf maritime Verstärkungen verzeichnen (vor allem im Seebäder- und Strand-Tourismus). Die symbolhafte Überformung der ökonomisch unbedeutenden Fischerei sieht Janssen als Indiz „für die Existenz einer überindividuellen maritimen Identität der Ostseeküstenbewohner“ (S. 162) – suggerierte Kontinuitätsgewissheit bei täglich erlebten Veränderungen der Umwelt. Das bereits angeklungene Thema Tourismus und maritime Lebenswelten wird in Thomas Brauns Beitrag weiter ausgeführt. Hinsichtlich der Elemente einer Ostseetypik zeigt er auf, wie der Tourismus „mit seinen diversen textuellen Konkretisierungen zur spezifischen Etablierung von Regionalisierung und hier konkret zur Entwicklung von Vorstellungen darüber“ (S. 171) beiträgt. Zudem weist Braun auf die wechselseitige Beeinflussung von Tourismus und lokaler bzw. regionaler Kultur hin (Veränderungen im Alltagsleben der Einwohner, Initiativen zur musealen Aneignung und Bewahrung lokaler Traditionen, Wandel des Ortbildes etc.).

Die „Symbolisierung maritimer Welten“ und die dahinter liegenden mentalen Konstrukte sind Inhalt des Beitrags von Martin Schröder, mit dem der letzte Themenkreis des Sammelbandes beginnt. Schröders Augenmerk liegt dabei auf der Thematisierung der Ostsee im Bereich der Literatur. Jens Stüben sucht in seinem Aufsatz nach deutschen und polnischen Selbst- und Fremdbildern ebenfalls u. a. in der Literatur (mit besonderem Bezug auf „Pomorze – Polen am Meer“). Er stellt das Aufgreifen und Weiterbefördern von vorgeprägten Perzeptionsmustern dar, die sich dann in Stereotypen – die unveränderbare Allgemeingültigkeit suggerieren – äußern, Gemeinschaftsgefühl verstärken und der Herausbildung nationaler Identität sowie einer nationalistischen Selbststilisierung dienen. Den Schlusspunkt des Aufsatzreigens setzt Heinrich Detering mit seiner Skizze von der Beschaffenheit Kiels als literarischem Umschlagplatz zwischen Skandinavien und Deutschland. Eindrücklich zeigt er, wie die Stadt zu ihren „dänischen“ Zeiten trotz problematischer

Voraussetzungen (und mancherlei persönlicher Abneigung gegen die Stadt) stimulierend auf die Produktivität hier weilender und an der Universität arbeitender Literaten wie Jens Baggesen, Henrik Steffens, Adolf Schack (von) Staffeldt oder Johan Ludvig Heiberg wirkte.

Der Vortragsband weist eine gute, transparente Strukturierung auf, die vier Themenblöcke durchläuft ein roter Faden, teilweise beziehen sich die AutorInnen sogar aufeinander. Die Aufsätze sind überwiegend überschaubar in Aufbau und Länge, teilweise bebildert oder mit Tabellen/Grafiken versehen. Die Abbildungen sind schwarz-weiß gehalten, die Bildqualität ist dabei teils leider nur mäßig. Die einzelnen Beiträge sind zumeist mit Anmerkungen und Quellennachweisen versehen, das Literaturverzeichnis schließt sich jeweils direkt an, was der besseren Übersicht dient und damit sehr leserInnenfreundlich ist. Ein abschließendes Autorenverzeichnis erleichtert die Einordnung der VerfasserInnen. Alles in allem ein lesenswerter Band, der – belebt durch die Vielfalt der interdisziplinären Blickwinkel – umfängliche Anregungen zu maritimen Fragestellungen des besprochenen Raums liefert.

Daniela Großke

Jörg Ewersen: Stapelholmer BaukulTour – Ein Rundweg zu bedeutenden Baudenkmalern in der Landschaft Stapelholm, mit Beiträgen von Arno Vorpahl und Gerd Kühnast, hg. vom Amt Stapelholm. Norderstapel (Amt Stapelholm) 2006, 95 S., zahlr. s/w Abb., 1 Radwanderkarte.

Die Landschaft Stapelholm im Süden des Landesteils Schleswig ist wie die benachbarten Gebiete über Jahrhunderte hinweg als Grenz- und Übergangsraum zwischen Nord- und Mitteleuropa von kulturellen Strömungen aus verschiedenen Richtungen beeinflusst worden. Das machte sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auch im Bauwesen dieser rein ländlich geprägten Gegend deutlich bemerkbar, indem sich hier ein Mischgebiet von Gebäudetypen entwickelte, das neben dem in Norddeutschland verbreiteten Fachhallenhaus das jütische Querdielenhaus und den aus den Niederlanden stammenden Haubarg aufwies. Im Vergleich mit anderen Regionen Schleswig-Holsteins sind relativ viele ältere Häuser bis heute erhalten, nicht zuletzt weil der größte Teil der Bevölkerung Stapelholms aufgrund der eher schwierigen natürlichen Gegebenheiten der Landschaft in bescheidenen Verhältnissen lebte, wodurch Renovierungen, Modernisierungen und Neubauten aus finanziellen Gründen lange nicht immer möglich waren. In den letzten Jahren ist nun eine ganze Reihe

von Gebäuden saniert und unter Denkmalschutz gestellt worden. Die vorliegende Broschüre stellt insgesamt 20 Baudenkmäler in kurzen Einzeldarstellungen vor, darunter mehrere Fachhallen- und Querdielenhäuser sowie einen Haubarg, aber auch Kirchen, Mühlen, eine Apotheke, eine Schmiede und technische Anlagen. Die einzelnen Beschreibungen gehen auf die Geschichte, Bau- und Raumstruktur der Gebäude ein und erläutern das Wohnen und Wirtschaften in der Vergangenheit wie auch die heutige Nutzung der Häuser. Außerdem werden verschiedene andere Aspekte der historischen Alltagskultur gestreift, zum Beispiel Ernährung, Kleidung, hygienische und gesundheitliche Zustände, Arbeitsweisen, Brauchformen, Wasserversorgung und -entsorgung, Verkehrswege und Viehhaltung. Auch die an den Gebäuden durchgeführten Sanierungsmaßnahmen sowie die Eigenheiten der Reetdachdeckung und der Mauertechniken bzw. -verzierungen werden angesprochen. Gedacht ist die Broschüre nicht so sehr für Spezialisten der Hausforschung, sondern in erster Linie als Anleitung für interessierte Einheimische und Besucher, die die Baudenkmäler Stapelholms näher kennen lernen wollen. Die Texte sind flüssig formuliert, abwechslungsreich illustriert und bieten neben den nötigen Auskünften zu den einzelnen Gebäuden einen „bunten Reigen“ an Hintergrundinformationen. Fachausdrücke werden in einem eigenen Glossar erläutert, und das Aufsuchen der Baudenkmäler wird durch die auf der Innenseite des Umschlags abgedruckte Radwanderkarte sowie eine Reihe von Detailkarten mit den Standorten der Gebäude leicht gemacht. Erhältlich ist das kleine Buch im Buchhandel in Husum und Friedrichstadt, bei vielen Kaufleuten in der Landschaft Stapelholm sowie per E-Mail bei info@foerdereverein-landschaft-stapelholm.de.

Nils Hansen

Norbert Fischer / Susan Müller-Wusterwitz / Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Inszenierungen der Küste (= Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung, Bd.1). Berlin (Dietrich Reimer Verlag) 2007, 288 S.

Im Februar 2006 fand die interdisziplinäre und internationale Tagung „Inszenierungen der Küste“ im Rahmen des Forschungsprojektes „Landschaft“ der Isa Lohmann-Siems Stiftung in Hamburg statt. Nun erschien der Tagungsband mit den vorgetragenen Referaten als Buch.

Das Thema war Landschaft, eingeschränkt auf einen maritimen Raum – die Nordseeküste und noch einmal fokussiert auf die Inszenierungen dieses Gebietes.

D.h. es ging um die unterschiedlichen und die veränderbaren Wahrnehmungen der Natur dieser Landschaft zwischen Meer und Land und um die Küste als kulturelles Konstrukt. Das Hauptaugenmerk lag vor allem auf dem Wandel der Wahrnehmung und Bewertung von Küsten von gefährlichen, bedrohlichen, abgelegenen und unattraktiven Orten zu Paradiesen der Erholung und Entspannung seit Ende des 18. Jahrhunderts.

Die deutsche Nordseeküste unter der Fragestellung ihrer von Menschen geprägten Konstruktion besteht als Forschungsgegenstand erst seit Ende der 1990er Jahre, dennoch sind seitdem einige Publikationen erschienen.

Die Tagung – und damit auch dieses Buch – erwies sich als tatsächlich interdisziplinär. Vertreter aus den Fachbereichen Europäische Ethnologie/Volkskunde, Geobotanik, Germanistik, Geschichte, Kulturgeographie, Kunstgeschichte und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eröffneten recht unterschiedliche Perspektiven zum Thema „Inszenierungen der Küste“, die nun im vorliegenden Tagungsband nachzulesen sind. Im Einzelnen handelt es sich um folgende Beiträge:

Hansjörg Köster: Die Entwicklung der Küstenlandschaft an der Nordsee.

Der Biologe aus Hannover führt in die naturkundlichen Voraussetzungen für die Entstehung der Nordsee und die Ausbildung der Küstenlinie, die geprägt ist von Strömungen und Gezeiten, Watt und Salzwiesen, ein. Zur kulturellen Landschaft wurde der Raum durch Besiedlung, Deichbau, Landentwässerung und schließlich die Anlage von Häfen: „Insgesamt sind aber die meisten Grenzen zwischen Meer und Land an der Nordseeküste heute Menschenwerk. ... Im Bewusstsein vieler Menschen gelten Deich und die dahinter liegende Marsch aber als „Natur“; eine Einstellung, die völlig falsch ist.“ Diese Eingriffe des Menschen in die Landschaft sind permanenten Veränderungen unterworfen. Nichts ist an Küsten auf Dauer: „Auch wenn sich die Umweltverhältnisse nicht ändern, müssen Deiche neu gebaut werden, Entwässerungsanlagen verbessert werden, Siedlungen weiter befestigt oder aufgegeben werden. Tut man all dieses nicht, setzt sich die natürliche Veränderung des Küstenraumes durch.“

Ludwig Fischer: Naturlandschaft, Kulturlandschaft – Zur Macht einer sozialen Konstruktion am Beispiel Nordseeküste.

Der Germanist Ludwig Fischer aus Hamburg vertritt die These, dass die Wahrnehmung, das Verständnis von Landschaft insgesamt der Definitionsmacht einzelner Mächtiger oder Gruppen unterliegt. Er untersucht Texte auf die mentale Definition von Küste und hinterfragt die kultursoziale Dimension, die Texte und Schriften auf die Wahrnehmung eines Raumes haben. Er beschreibt zum Schluss die Konstitution von Landschaft am Beispiel aktueller Naturschutz-Strategien. Er nimmt die Argu-

mentation der Beteiligten, um daraus Rückschlüsse auf ihre Position zu ziehen: „Nicht auf die Stichhaltigkeit der Argumentation im Rahmen der einschlägigen Diskurse richtet sich mein Blick, sondern auf den >Rückverweis<, den die Legitimationsstrategie auf die Positionierung des Sprechenden erlaubt.“

Susan Müller-Wusterwitz: Das Bild der Küste in der niederländischen Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts. Facetten eines nationalen Motivs.

Die Kunsthistorikerin aus Hamburg beschäftigt sich mit der Bildwürdigkeit der Küstenlandschaft. Der Strand galt als „wüster“ Ort, der erst nach 1600 auch als Bildmotiv in die Kunst Eingang fand. Dann wird dieser Raum als belebter Ort dargestellt, nicht nur bei spektakulären Walstrandungen: Besucher, Fischer, Frachtschiffer und Reisende beherrschen in diesen Inszenierungen trotz ständischer Unterschiede in Harmonie vereint als Teil einer seefahrenden Nation das Wasser. Die seltenen Schiffbruchbilder zeigen die Unglücksszenen an Steilufern, die es so an der heimischen Küste nicht gibt, in der Fremde also. „Das Strandbild übernimmt die Aufgabe, das niederländische Ideal einer miteinander in Freiheit, Gleichheit und Harmonie lebenden Gesellschaft darzustellen und zugleich die Schönheit des eigenen Landes zu feiern.“

Marie Luisa Allemeyer: „...dass man dem grausam Toben des Meeres nicht etwa kann Widerstand thun mit Gewalt“. Kontroversen um den Küstenschutz im 17. und 18. Jahrhundert.

Marie Luisa Allemeyer, Historikerin aus Göttingen, knüpft mit ihrem Beitrag an die Ausführungen von Hansjörg Köster an, indem auch sie betont: „Die Marschlandschaft, die die norddeutsche Küste säumt, ist ein Gebiet, das ohne Maßnahmen zum Küstenschutz nicht oder zumindest nicht in dieser Form bestehen würde.“ Die Deiche prägen seit Anfang des 12. Jahrhunderts die Landschaft, die sich seitdem von einer Natur- immer weiter zu einer Kulturlandschaft wandelt und die seitdem Anlass zur Besorgnis, zu Verbesserungsvorschlägen, mythischen und metaphysischen Deutungen sowie Auseinandersetzungen über technische Möglichkeiten, Kosten und Sinn geben: „Ebenso wie für die Frühe Neuzeit lässt sich folglich auch für die späteren Jahrhunderte festhalten, dass anhand der Wertschätzung, die die Dünen und Deiche im Verlauf der Zeit erfuhren, aufschlussreiche Einblicke in die sie wertschätzende Gesellschaft zu erlangen sind.“

Otto S. Knotterus: Eine gefahrvolle Existenz: Zur inhärenten Ambivalenz der frühneuzeitlichen Küstengesellschaft.

Der Soziologe und Historiker aus Zuidbroek (Niederlande) betrachtet die mittelalterlichen Anfänge der Küstenbesiedlung, wobei er herausstellt, dass die west- und mitteleuropäischen Gesellschaften keine maritime Zivilisation hervorbrachten wie

etwa die Polynesier. Hier wurde die bäuerliche Zivilisation mit an die Küste gebracht und an ihr hielten die Menschen weitgehend fest. Die Nähe des gefährvollen Meeres förderte relativ abgeschlossene Gruppen, die nur gemeinsam die unwirtlichen Lebensbedingungen am Rande des Landes meistern konnten. Diese Lebensbedingungen brachten eine Vielzahl von Mythen und Vorstellungen hervor, deren Abbau an der nordniederländischen und der nordfriesischen Küste aufgrund verschiedener religiöser Einstellungen und Vorstellungen regional sehr unterschiedlich verlief.

Norbert Fischer: Gedächtnislandschaft Nordseeküste: Inszenierungen des maritimen Todes.

Der Sozial- und Kulturhistoriker Norbert Fischer aus Hamburg befasst sich mit der „maritimen Gedächtnislandschaft“ an der Nordseeküste, entstanden aus dem historischen Umgang mit spezifisch maritimen Todesarten durch Schiffbrüche oder Sturmfluten. Erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als bereits die Angst vor dem Meer zurückzugehen begann, werden Gedenkstätten für die Toten des Meeres errichtet; anfangs im Zuge des beginnenden Seebädertourismus als „inszenierte Pietät“ gegenüber den namenlosen Strandleichen, dann als „inszenierte Identität“ zur Selbstvergewisserung der eigenen Region und schließlich als „inszenierter Mythos“ vor allem als touristisches Spektakel.

Brigitta Schmidt-Lauber: Maritime Denkmals(er)findung. Ein Küstenort inszeniert seine Geschichte.

Die Volkskundlerin und Ethnologin aus Hamburg/Göttingen verfolgt am Beispiel der im Jahr 2005 am Hafen des Nordsee-Küstenortes Carolinensiel aufgestellten Skulptur der „Caroline“ die identitätsstiftende Funktion maritimer Denkmale mit Bezug auf die Historie: „Besonders seit der Jahrtausendwende, dem Beginn des 21. Jahrhunderts, ist an den Küsten und auf den Inseln speziell der Nordsee wieder ein regelrechter Boom an Denkmalinitiativen festzustellen, der damit verspätet das allgemein seit den 1980er Jahren zu beobachtende Verlangen nach lokaler Identität und Geschichte spiegelt.“ Die Entstehungsgeschichte der „Caroline“ war geprägt von der Suche nach einem sichtbaren, greifbaren und symbolhaften Gegenstand, der eine nach innen und außen sichtbare Identität vermitteln sollte. Die Motivation dafür lag nicht zuletzt in einer Nachahmung bestehender Beispiele in anderen Orten sowie in der Hoffnung auf eine Belebung des Tourismus. Favorisiert wurden historisierende und maritime Motive, wobei erst die Idee von einem Denkmal da war und dann nach einem historischen Hintergrund gesucht wurde. Die lokale Identität mit der Figur wurde letztlich weniger über die Skulptur selbst, als vielmehr über den Prozess der Entstehung, der Finanzierung über öffentliche und private Spenden

sowie den Verkauf von Backsteinen mit eingravierten Namen als Grundlage des Denkmals und schließlich das Einweihungsfest erreicht.

Martin Rheinheimer: Der Mythos der Seebäder. Visualisierung und Vermarktung der Nordfriesischen Inseln durch Postkarten.

Der Historiker Martin Rheinheimer aus Esbjerg sucht auf der Grundlage einer empirischen Untersuchung von historischen Ansichtskarten der nordfriesischen Seebäder nach der Entstehung ihres Mythos. Mit der Zunahme der Nordseebäder im Laufe des 19. Jahrhundert wuchs die Konkurrenz, die Anlass gab, den eigenen Ort als Besonderheit darzustellen. Insbesondere die Ansichtskarten fungierten als Multiplikatoren und eigneten sich bestens als Träger visueller Darstellungen. Den lokalen Fotografen sicherten sie ein gutes Einkommen, so dass sich in den Badeorten überdurchschnittlich viele niederließen, was wiederum die Quantität der Karten erhöhte. Um einen Überblick über Häufigkeit und Verbreitung der Motive zu bekommen, erfasste Rheinheimer die Angebote des Internetauktionshauses eBay in einer Datenbank. Die Ergebnisse ergaben u.a. eine erstaunlich häufige Vertretung der Insel Helgoland gegenüber Amrum, Föhr und Sylt. An Motiven filterte die Untersuchung vor allem touristische Infrastruktur, Landschaften, Karten, Ortsansichten und Luftbilder heraus, gefolgt von Mehrbildkarten, Sehenswürdigkeiten und Badeleben. Er kommt zu dem Schluss: „Durch die Bilder, die in alle Welt versandt wurden, produzierten die einzelnen Badeorte einen ‘Mythos’ von sich selbst.“

Jürgen Hasse: „Nordseeküste“ – Die touristische Konstruktion besserer Welten. Zur Codierung einer Landschaft.

Der Geograph aus Frankfurt a.M. stellt die These auf: „Die Nordseeküste gibt es nicht.“ Er stellt nicht in Frage, dass es die Naturlandschaft Nordseeküste gibt, doch die Assoziationen, die mit dem Raum verbunden sind, insbesondere im Bereich des Tourismus sind vielfach konstruiert und instrumentalisiert. Es geht ihm auch um das Verhältnis zwischen realem und imaginärem Raum. Hierfür analysiert Hasse Fremdenverkehrsprospekte, deren Bilder und Texte als „Erlebnisschablonen“ dienen. Den Bildern schreibt er eine starke Wirkung zu, vor allem aufgrund ihrer Mehrfachcodierung – er nennt sie das „Rückgrat von Reiseprospekten“. Es wird deutlich, dass die Strategien der Tourismusfachleute durchaus Erfolg haben, sich jedoch immer auch einige dem touristischen Mitmachen entziehen: „Auf jeder der beiden Seiten konstituiert sich je ein eigenes Raumverhältnis zur umgebenden Welt.“

Julia Meyn: Biographische Küstenlandschaften.

Julia Meyn, Volkskundlerin aus Hamburg, analysiert 14 biographische Interviews mit elf Männern und drei Frauen im Alter zwischen 27 und 80 Jahren aus Nordfriesland mit lebensgeschichtlichen Bezügen zu Meer und Küste. Die Landschaft als alltägli-

cher Erlebnisraum steht bei der Auswahl im Vordergrund. Mit ihren Fragen versucht sie, den Einfluss der maritimen Landschaft auf die Menschen differenzierter zu untersuchen. Sie unterscheidet dabei zwischen „Kindheitslandschaft“, „Arbeitslandschaft“ und „Seelenlandschaft“, wobei letztere sich vor allem auf die freizeitliche Nutzung des Raums bezieht.

Die Thematiken verschiedener Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachrichtungen zur Nordseeküstenlandschaft verhelfen dem Leser zu einer sehr variantenreichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Die Sammlung dieser Aufsätze ist eher heterogen, doch Homogenität war von den Veranstaltern und Herausgebern auch nicht beabsichtigt. So viele Themen angeboten werden, fehlen andere – wie es sich auch nicht vermeiden lässt. Dies gibt jedoch Anlass, sich weiter – und unter noch ganz anderen Gesichtspunkten – mit den vielfältigen Küsten-Inszenierungen der Menschen zu beschäftigen.

Stefanie Janssen

Carsten Fleischhauer/Guntram Turkowski (Hg.): Schleswig-Holsteinische Erinnerungsorte. Heide (Boyens Buchverlag) 2006, 143 S., zahlr. Abb.

Ein nicht ganz einfaches Projekt: Die Auswahl und Zusammenstellung kollektiver sowie Identität stiftender Erinnerungsorte in Schleswig-Holstein. Von der Schwierigkeit der Aufgabe wissen auch die Herausgeber dieser Aufsatzsammlung. Die Publikation zur gleichnamigen Ausstellung des Volkskunde Museums in Schleswig beinhaltet insgesamt sechzehn ausgewählte Erinnerungsorte, die dem Leser mit ihren thematisch sehr unterschiedlichen Inhalten entgegengebracht werden. Dabei möchten die Herausgeber den Begriff „Erinnerungsort“ nicht zu eng verstanden wissen. Die „identitätsstiftende Funktion“ liegt nicht im engeren Sinn in Denkmälern oder Monumenten, sondern kann sich auch von der direkten Lokalität lösen. Die historische Spannweite bei der Themenauswahl umfasst die letzten 150 Jahre.

Bei der Auswahl wurde die politische Geschichte vordergründig mit drei Themen berücksichtigt, wobei die politische Durchdringung beinahe in allen Aufsätzen dieses Katalogs zu spüren ist. So steht zum Beispiel die Doppeleiche als Repräsentantin der eher symbolisch-mythischen Seite der Geschichte und ist doch gleichzeitig ein Symbol für politische Unabhängigkeit. Ebenso sind kulturlandschaftliche Aspekte und Veränderungen Schleswig-Holsteins meistens von der jeweilig vorherrschenden politischen Stimmung des Landes geprägt. Neben dem „Programm Nord“ haben

der „Nord-Ostsee-Kanal“, die „Olympiade 1972“ und „Brokdorf“ ihre Zeichen im Land hinterlassen.

Die reich bebilderte Publikation überrascht durch Brüche und das Nebeneinanderstellen von Monumenten und Örtlichkeiten sowie durch das Zeitgeschehen beeinflusste Stimmungen. Die „Synagoge von Rendsburg“ als Symbol der Judenverfolgung, die „Nissenhütte“ als erste Behausung von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg sowie die dunkel-doppelbödig Geschichte des „Hesterbergs“ in Schleswig während der NS-Zeit stehen hier neben der literarischen Bürgerlichkeit der „Buddenbrooks“ und der spaßigen Eventkultur der „Werner“-Comicfigur. Die „Novemberrevolution“, der „Adolf-Hitler-Koog“ und das „Ehrenwort“ in der Barschel-Affäre setzen weitere Erinnerungsorte und -momente fest. Die Aufsätze sind insgesamt sehr informativ aufbereitet und liefern dem Leser ein interessantes Tableau der Schleswig-Holsteinischen Geschichte. Die Autoren sind in der Volkskunde, Politikwissenschaft, Geschichte sowie weiteren Fach- und Bildungseinrichtungen angesiedelt.

Trotz der angestrebten Themenvielfalt wirft die Auswahl Fragen auf. Warum diese Themen? Warum diese Auswahl, bei der sehr leicht der Eindruck entstehen könnte, die vielfach auch negativ assoziierten und politisch forcierten Ereignisse und Landschaftseingriffe überlagern die eigentlichen Erinnerungsorte und lassen diese für die in Schleswig-Holstein lebenden Menschen in den Hintergrund treten. Warum „Werner“ und nicht „Wacken“ oder „Jübek“? Oder besser noch das „Roskilde-Festival“ als grenzüberschreitender friedlicher Erinnerungsraum einer musikbegeisterten schleswig-holsteinischen und dänischen Jugend – dieses jährliche Ereignis wäre damit auch als Gegenstück zum historischen Idstedt und Düppel zu verstehen. Warum nicht die Kieler Woche? Zu abgedroschen? War kein historisches Stadtfest in Schleswig-Holstein es wert, in die Sammlung aufgenommen zu werden?

Können durch vorgegebene und durchkonzipierte Erinnerungsortlichkeiten Identität und Kollektivität geschaffen werden? Oder besteht nicht die Gefahr, dass hier Erinnerungshülsen geschaffen werden, die nicht wirklich mit der Lebendigkeit gefüllt werden können, die eine Erinnerung ausmacht? Historische Ereignisse aufzubereiten und mit Lebendigkeit zu füllen, ist keine leichte Aufgabe. Und wo bleibt die Möglichkeit der Schleswig-Holsteiner, die eigene Erinnerungs-Authentizität zu entdecken und zu entwickeln? Nun – dieses Entdecken der eigenen Erinnerungsorte gehört zum Konzept der Ausstellungsmacher: Es ist das erklärte Ziel, dass die Besucher der Ausstellung und die Leser des Katalogs dazu angeregt werden sollen, ihre ganz persönliche Auswahl von Erinnerungsorten vorzunehmen und dies zur Diskussion stellen. Interessant wäre hier tatsächlich eine Fortsetzung des Projektes

und damit eine aktuelle Erinnerungsauswahl im Sinne aller Schleswig-Holsteiner, um so die Momente und Orte zu ermitteln, die die Menschen direkt berühren und gemeinsame lebendige Identität stiften. Wobei wir wieder am Anfang wären ... Ein nicht ganz einfaches Projekt! Und letztendlich würde auch diese neue Zusammenstellung schon sehr bald eine weitere subjektiv-historische Auswahl im Reigen der Erinnerungsorte bilden.

Susanne Groth

Clemens Niedenthal: Unfall. Porträt eines automobilen Moments. Marburg (Jonas Verlag) 2007, 144 S., 126 s/w Abb.

Man muss nicht sensationslüstern sein und auch nicht dazu neigen, sich als Schaulustige in der Menschenmenge an einem Tatort wieder zu finden. Selbst wer an Autounfällen vorbeifährt, *ohne* hinzuschauen, kann sich von diesen Thema und dem vorliegenden Buch faszinieren lassen. Wer sich an die Lektüre macht, wird feststellen, dass er sehr viele der porträtierten automobilen Momente kennt. Niedenthal beleuchtet nämlich viele bekannte Themen, indem er beispielsweise über Autos und ihre Bedeutung als Symbol der Macht sowie Attentate auf Autos, Fahrer und Beifahrer schreibt, sie einordnet und wertet. Hinweise auf die Diskurse um Gesundheit und Nervosität um 1900 sind selbstverständlich vertreten.

Für Blechschäden und die fotografische Dokumentation von Unfällen interessieren sich logischerweise die Polizei und Versicherungen, darunter ihr bekanntester Mitarbeiter, Dr. Franz Kafka, Jurist bei der Arbeiterversicherungsanstalt Böhmen. Ebenso die Schaulustigen, denn zu jedem Verkehrsunfall gehört Publikum dazu. Niedenthal stellt fest, dass fast auf jeder Fotografie eines innerstädtischen Unfalls bis in die 1950er Jahre Schaulustige abgebildet sind.

Gekonnt leitet Niedenthal von einem Aspekt zum nächsten, von der Vergangenheit in die Gegenwart. Sein „Porträt eines automobilen Moments“ setzt sich neben polizeilichen Unfalldokumentationen aus Belegen aus Literatur, Film, Kunst, Philosophie und Musik zusammen. Namenlose Opfer, Rennfahrer, Filmstars und Adelige finden ihre Würdigung.

Im kulturellen Gedächtnis sind zahlreiche prominente Opfer verankert, so dass Niedenthal damit spielen kann, wenn er beispielsweise eine Filmszene mit Grace Kelly und Cary Grant beschreibt: „Einmal noch ist es gut gegangen“ wie sie gefährlich nahe an der Straßenkante an der Côte d'Azur entlang brausen. Er bedient die

Erwartungen, indem er diejenigen erwähnt, die Schlagzeilen gemacht haben, wie beispielsweise 2003 „Turbo-Ralf“. Dabei erwähnt Niedenthal nicht nur das, was man mit Autounfällen assoziiert, denn für jeden Leser sind je nach Wissensstand garantiert auch einige neue Details dabei.

Nebenbei thematisiert Niedenthal Begleiterscheinungen von Unfällen: reale oder fiktive können mit Matchbox-Autos nachgespielt werden. Holzkreuze am Straßenrand erinnern an die Opfer. Versuche, Unfälle zu verhindern bzw. zu reduzieren gab und gibt es viele, ob durch Ampeln, Sicherheitsgurte, Leitplanken oder Tests mit Dummies.

Gestaltung, Kapitelüberschriften mit kurzen Inhaltsangaben und gelungene Wortspiele tragen zu einem wissenschaftlichen Lesevergnügen bei. Clemens Niedenthal ist schließlich Kulturwissenschaftler, Essayist und Journalist. Er hat u.a ein Buch zur Kioskultur veröffentlicht und arbeitet regelmäßig für den Hörfunk und Printmedien wie die taz.

Eine kleine Nahaufnahme eines Opfers mit Blut verschmiertem Gesicht ist zwischen den Fotos, Karikaturen und Filmstills vertreten. Minimal und nur am Rande wird so die Faszination am Schrecken bedient. Die Schaulust und das Informationsbedürfnis sind zunächst gedeckt, zugleich lohnt es sich weiter über Unfälle nachzudenken, denn es gibt schließlich noch mehr Momente im Leben eines Autos, die immer wieder von den Medien aufgegriffen werden, wie beispielsweise die Gefahr der unbeschränkten Bahnübergänge. Das beweist die Ergiebigkeit des Themas. Autofahren bringt nach der Lektüre unverändert viel Spaß – nicht nur, weil die Statistik weniger Verkehrstote aufweist.

Melanie Zühlke